和爾丸

KOBAYASHI

WANIMARU

Südseefahrt japanischer Pfadfinder.

Als im Jahre 1933 Japans Thronfolger geboren wurde, wollte die Jugend des Landes dem Kaiserhaus ihre Treue und Verbundenheit durch eine besonders kühne und wagemutige Leistung beweisen. Auf der Wanimaru, einem Segelschiff von 170 Tonnen, unternahm eine Schar Seepfadfinder aus allen Teilen Japans eine Forschungsreise in die geheimnisvollen Meere der Südsee. Mit demselben Pioniergeist, der ihre Vorfahren vor 3000 Jahren schon beseelte, fuhren die Jungen hinaus und bestanden mutig alle Stürme und Gefahren der See, getreu dem Auftrag ihres Führers, den Landsleuten im fremden Gebiet die Grüße der Heimat zu überbringen. –

Ein Teilnehmer dieser Fahrt berichtet hier von den Erlebnissen seiner Kameraden und gibt zugleich ein anschauliches Bild von den fernen Ländern, die die Wanimaru auf ihrem Weg besuchte. Mit Begeisterung wird der junge deutsche Leser die Abenteuer der japanischen Pfadfinder miterleben und dabei die Länder, die Kultur der fernen Welt des Ostens kennen lernen. Und er wird das Gemeinsame finden, das Japans Jugend mit ihren deutschen Kameraden verbindet: Pflichtgefühl, Opferbereitschaft, Wagemut und vor allem eine glühende Liebe zur Heimat.

Helmut Bahn
zur Kriegsweihnacht 1942
von seinem Vater.

Bastogne (Barbach)
Dezember 1942.

Yoshio Kobayashi

W a n i m a r u

Yoshio Kobayashi

Wanimaru

Südseefahrt japanischer Pfadfinder

Mit einem Geleitwort an die
deutsche Jugend von Graf Hutara,
Führer der japanischen
Pfadfinder

Zweite, unveränderte Auflage

Freiburg im Breisgau
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung

Der Verfasser wurde bei der Gestaltung und Übersetzung des Manuskriptes durch Rupert Enderle in Tokio unterstützt.

Die letzte Fassung besorgte Josef Nick, Düsseldorf.

Die Bilder des Buches schuf T. Kurosawa aus Tokio.

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1937 by Herder & Co. G.m.b.H., Freiburg im Breisgau

Buchdruckerei von Herder & Co. G.m.b.H. in Freiburg im Breisgau
1941

Südseefahrt japanischer Pfadfinder

An die deutsche Jugend!

Ich möchte das Vorwort mit einer Erklärung beginnen, warum wir das Schiff der Marine-Pfadfinder Wanimaru genannt haben. Unsere See-Pfadfinder verdanken diesen Namen der altjapanischen Geschichte.

Das japanische Volk war so erfüllt von dem Bahnbrecher- und Pioniergeist, daß es schon vor dreitausend Jahren eine Auswanderung wagte und dabei reiche Erfahrungen auf dem Gebiete der Schiffahrt sammelte. Bei den japanischen Klassikern findet man viele Erzählungen, daß sich die Seefahrer des Wanisame (einer Art von Krokodil) bedienten, um von Insel zu Insel, von Land zu Land zu fahren. So hat „wani" hier die Bedeutung des altjapanischen Schiffes.

Wanimaru wurde dieses Schiff genannt, damit der Geist, der unsere Ahnen bei ihren Seefahrten erfüllte, auch in der Jugend der Gegenwart wieder lebendig werde.

Auf diesen Geist möchte ich näher eingehen.

Die Mutter des ersten Kaisers Jimmu war die Tochter des Meergottes Owata-tsu-mu (Großherr des Meeres). Daher standen Kaiser Jimmus Großvater und Vater mit

dem Meergott in enger Beziehung, und daher war auch das japanische Volk seit der Gründung seines Reiches ein seefahrendes Volk.

Prinz Ninigi erwies seinem Volke im Lande Hyûga auf der Insel Kyûshû viele Wohltaten, und drei Generationen nach ihm kam sein Enkel, der erste japanische Kaiser Jimmu. Kaiser Jimmu hatte drei ältere Brüder. Als er 45 Jahre alt war, folgte ganz Kyûshû bereits freudig dem Ideal des japanischen Volkes und hatte schon eine ziemlich hoch entwickelte Kultur. Daher veranlaßte er aufs neue eine Auswanderung des Volkes. Das ist der sogenannte Ost-Ausbreitungszug des Kaisers Jimmu in der japanischen Geschichte. Der Kaiser und seine Leute fuhren über das Binnenmeer Seto, das wegen seiner schönsten Landschaftsbilder in ganz Japan den Ausländern sehr bekannt ist. Nach sieben Jahren kamen sie nach Osaka, das jetzt neben Tokio die größte Stadt Japans ist. Dort kämpften sie gegen Nagasunehiko, den Heerführer eines großen Machthabers. Aber Nagasunehikos Heer war so stark, daß die Truppen des Kaisers nicht leicht den Sieg erringen konnten. Prinz Itsuse, der älteste Bruder des Kaisers, wurde von einem Pfeile tödlich getroffen. Seine Flotte mußte über das Binnenmeer zum Stillen Ozean hinausfahren, um den Feind vom Rücken her anzugreifen. Aber das Meer Kumano, wie bei uns dieser Teil des Stillen Ozeans heißt, ist so wild, daß sich die Seefahrer der Welt vor seinem Strande hüten.

Im Sturm litt die Flotte Schiffbruch, da die Schiffe nur für die ungefährliche Fahrt auf dem Binnenmeer gebaut waren.

Beim Schiffbruch sprangen Prinz Inahi, der zweite Bruder, und Prinz Mikeirinu, der dritte Bruder des Kaisers, ins Meer, um damit die Wellen zu beruhigen. Kaiser Jimmu aber landete schließlich an der Kumanoura-Küste im Lande Kii, der südlichsten Spitze von Mitteljapan. Er sammelte seine verwundeten, erschöpften Truppen und besiegte nach sehr hartem Kampf Nagasunehiko, der bis dahin im Lande Yamato herrschte. Dann bestieg er als erster Kaiser von Japan den Thron und residierte zu Kashihara.

Diese Wanderung des Volkes dauerte etwa sieben Jahre, ein Zeichen, wie sehr der japanische Geist ein Geist des Bahnbrechens und der Pionierarbeit ist.

Unsere Pfadfinder zählen im ganzen etwa 100 000 Mitglieder, von denen 5 000 Mitglieder zu den See-Pfadfindern gehören. Ihr Schiff Wanimaru, das vor etwa 30 Jahren gebaut wurde, ist ein Segelschiff von 168 Tonnen und ist mit einem Hilfsmotor von 225 Pferdekräften versehen.

Die jugendliche Schiffsbesatzung fuhr mit demselben Wagemut, den Kolumbus bei der Entdeckung Amerikas auf der Fahrt mit der Santa Maria zeigte. Ohne Zaudern haben wir es gewagt. „Wer nichts wagt, gewinnt nichts", oder, wie ein Sprichwort des Fernen Ostens lautet: „Wer sich nicht in die Höhle des Tigers wagt, kann keine jungen

Tiger fangen." So darf es auch einem aufwärtsstrebenden Volke nicht an Mut und Unternehmungsgeist fehlen. Unsere Pfadfinder, die jederzeit bereit sind, Leib und Leben für ihr Vaterland zu opfern, haben das Selbstvertrauen, sich allen Abenteuern auszusetzen, in denen vielerlei Gefahren zu überwinden sind.

Auf eins möchte ich hier die liebe deutsche Jugend noch kurz hinweisen: Nicht wegen persönlicher Ehre und wegen persönlicher Großtaten haben wir unser Vorhaben begonnen. Das japanische Volk ist immer entschlossen, für sein Vaterland sein Leben einzusetzen und vor dem Tode nicht zurückzuscheuen. Wenn man das mit dem Wort „Pflicht" wiedergeben wollte, so würde es nicht ganz zutreffend sein. Diese Opferbereitschaft ist vielmehr Herzenswunsch. Das Herz verlangt danach. Dadurch, daß die Jugend sich bei uns schult, erzieht sie sich nicht nur zur Einzelpersönlichkeit, sondern auch zum Element des künftigen Staates. Von diesem Standpunkt aus gesehen, hat für uns auch die größte Gefahr keine Bedeutung. Wir weichen nicht davor zurück und machen uns keine Sorgen. Und ich glaube, daß die deutsche Jugend mit ihrem Grundsatz: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz", unsern Geist gut verstehen wird.

Die Welt befindet sich gegenwärtig in einer Krisis. Es soll den Menschen nicht an einem großen Menschheitsziel fehlen, an dem alle Völker der Welt spontan teilnehmen, damit in Zukunft eine neue Weltkultur gebaut werde. Ist dieses Ziel schon aufgestellt?

Wir streben danach, die kommende Generation so klug und mutig zu erziehen, daß sie zur Entstehung der künftigen Weltkultur beitragen kann. Feste Begründung des Reiches der Seele, Orientierung nach der höchsten Moral, nach der man sein Handeln verbessert, das war das ethische Ziel, das dieses kleine Schiff von 168 Tonnen erreichen sollte.

November 1936.

Graf Yosinori Hutara
Hauptleiter der japanischen Pfadfinder.

Inhalt des Buches

An die deutsche Jugend. Von Graf Yosinori Hutara, Hauptleiter der japanischen Pfadfinder VII

1. Kapitel: Leb wohl, Tokio 1

2. Kapitel: Ein paar Worte über das Schiff und uns selbst 8

3. Kapitel: Wie der Plan entstand 12

4. Kapitel: Der Tempel in Ise 17

5. Kapitel: Die Spur eines Heiligen 27

6. Kapitel: Insulaner 36

7. Kapitel: Das Paradies der Seeräuber . . . 45

8. Kapitel: Rühr mich nicht an 63

9. Kapitel: Sturm 74

10. Kapitel: Noch eine gefährliche Nacht 84

11. Kapitel: Japans gefürchtete Schwimmer . . 90

12. Kapitel: Eine aufdringliche Sandbank . . 99

13. Kapitel: Der weiße Elefant 112

14. Kapitel: Die südwärts zeigende Nadel . . . 126

15. Kapitel: Singapore 134

16. Kapitel: Tagebuchblätter 138

17. Kapitel: Batavia und seine Sorgen 148

18. Kapitel: Einsame Inselwelt 154

19. Kapitel: Auf dem Wege zurück 167

20. Kapitel: Die Heimkehr 174

Fahrtübersicht 178

Karte des Reiseweges 179

Bilderverzeichnis

Seite

6: Segelübung

23: Katze im Schiff mit Pfadfindern

28: Kagoshima

37: Ryu-Kyu — Urashima Taro (japanisches Märchen)

41: Ryu-Kyu (Südjapan)

42: Musizierende Mädchen auf den Ryu-Kyu-Inseln

62: Takao auf Formosa

82: Sturm zwischen Manila und Saigon

87: Auflauf auf eine Sandbank

100: Bangkok

108: Ankeraufziehen am Menam-Fluß

117: Pfadfinder hauen Gedenksteine für die in früheren Kämpfen gefallenen Japaner

135: Singapore

139: An Bord

142: Bad im Squall

149: Java

153: Malaiische Wandmalereien

156: Makassar

164: Tjebia-Insel (Begegnung mit Wilden)

169: Bewohner der Palau-Inseln

171: Palau-Inseln (Gemeinschaftshaus)

Erstes Kapitel

Leb wohl, Tokio!

Ich sah zum Himmel hinauf. Fröhlich wogte die Flagge unserer Nation in diesem Meer von Blau, die Fahne mit der blutroten Sonne, deren Strahlen bis an die Enden der Welt reichen und uns alle in ihr machtvolles Feuer zwingen. Weiß wie der reine Schnee des Fujijama ist ihr Grund. Ein Gebet stieg aus meinem Herzen empor: die Sonne Japans möge die Glut ihrer Liebe über uns ausschütten, der heilige Berg des Vaterlandes unsern Geist auf das Ewige lenken.

Unter der flatternden Fahne erblickte ich die Silhouette Tokios, das wir in diesem Augenblick für einige Monate verlassen wollten. Ich brachte mir ihre Größe und Schönheit in Erinnerung und gedachte all der Bekannten und Freunde, die uns bald fern sein würden. Wie immer, wenn ich die Schwelle des Landes überschritt, wurde mir der Abschied schwer und schienen mir das Land und all seine Bewohner liebenswerter denn je. Gerade in solchen Stunden pflegen wir alles in seinem schönsten Licht zu sehen, sozusagen in Sonnenuntergangs-Stimmung. Die Heimat bindet uns an sich, und wir können ihrem mahnenden Ruf niemals entrinnen.

Ein Lied brachte meine Gedanken auf das Segelschiff zurück, mit dem wir in die Südsee fahren wollten. Am Kai wimmelte es von Menschen. Halb Tokio hatte uns das Geleit geben wollen und war zum Hafen Shinagawa hinausgeeilt. Mitten darunter standen mit wehem Herzen auch alle die Freunde, welche die Fahrt nicht begleiten konnten. Wer hätte die gefährliche Fahrt nicht mitmachen wollen? Doch das Schiff war klein, und das Los hatte wenige Glückliche bestimmt. Viele Eltern waren gekommen. In ihren Mienen mischten sich Glück und Trauer: Freude über den Sohn, der mit jungen Jahren ein weites und schönes Stück der Welt sehen durfte; Kummer über seine lange Abwesenheit. Unsere glänzenden Augen erwiderten: Habt Mut und vertraut unsern jungen, kräftigen Fäusten!

Matrosen, Soldaten und Hafenarbeiter waren sogar herbeigekommen. Sie winkten uns lustig zu und machten allerlei Späße. Manche aus ihnen mochten die Länder kennen, die uns bald gastlich aufnehmen sollten, und sie versagten sich nicht, Grüße zu bestellen, die wir — wie sie wußten — niemals ausrichten würden.

Der Kaiser hatte persönlich seine Freude über die wagemutige Reise gezeigt und seinen jüngeren Bruder, den Prinzen Chichibu, an Bord gesandt. Er kam in Begleitung des Prinzen Kitashirakawa zu uns. Mit ihm die Vertreter jener Länder, die wir berühren würden. So hatte sich der amerikanische Botschafter eingefunden, weil wir die Philippinen anzulaufen gedachten, die damals ganz unter amerikanischer Oberhoheit standen. Für Java und Sumatra besuchte

uns der holländische Botschafter. Der französische Konsul für Indochina. Der britische Konsul für Singapore. Der siamesische Konsul für sein Land Siam. Alle Herren drückten ihre Bewunderung für den Plan aus und wünschten uns von Herzen ein gutes Gelingen. Ihr könnt euch gut vorstellen, wie glücklich uns diese allgemeine Anerkennung machte, die wir sogar von den höchsten Stellen erfuhren.

Der kaiserliche Prinz und seine Begleitung verließen das Schiff. Der Befehl zur Abfahrt wurde gegeben. Die Wanimaru lichtete die Anker. Gurgelnd tauchten die schweren Eisenhaken aus der Tiefe. Schon lief ein leises Zittern und Stoßen durch den Leib des Schiffes. Die Schraube begann zu arbeiten, denn wir mußten die Ausfahrt aus der vielbelebten Bucht Tokio-Wan mit ihrer Hilfe machen.

In diesem Augenblick prasselte ein wahrer Papierregen auf uns nieder. Luftschlangen in allen Farben wurden von unsern Freunden am Kai über die Reling geschleudert. Die Begeisterung durchbrach alle Schranken. Unsere Herzen pochten, und das Glück nahm uns fast den Atem. Selbst für diesen Welthafen war es keine alltägliche Sache, daß solch eine Nußschale wie unsere Wanimaru mit zwanzig Boyscouts zu einer wichtigen Expedition startete. Nur wer die vielfachen Gefahren unserer Meere kennt, vermag dies richtig abzuschätzen.

Solche Gedanken gingen mir durch den Kopf, während wir unser Lied sangen:

Im Geist den heiligen Berg Fuji über uns,
aufgewachsen im salzigen Hauch des Pazifik,

fahren wir Jungen der Wanimaru mit vollen Segeln
der Südsee entgegen,
auf der Schicksalsstraße unseres Volkes.

Wenn wir die See durchkreuzen, in Sturm oder in Stille,
wenn der Große Bär hinter uns im Meer versinkt
und das Kreuz des Südens heraufsteigt,
wird unser Herz in Geheimnissen erschauern.

Auf unserer Fahrt
werden wir alle Inseln der Südsee anlaufen,
die unsere Vorfahren einst betreten haben,
auch wir werden unermeßliche Schätze entdecken
und unserem Volk die Tür zu ihnen öffnen.

Zuletzt besuchen wir die Kolonien.
Wenn wir unsere Landsleute sehen,
die auf diesen tropischen Inseln arbeiten,
werden wir alle Sorgen der schweren, mühsamen Fahrt
vergessen.

Es folgte das Lied unserer Seescouts:

Weit draußen auf See,
wo Himmel und Wasser sich treffen,
blicken wir nach dem Horizont,
wir, Kinder der See, die Jugend Japans.

Weit draußen auf See,
wo Seevögel kreisen,
schauen wir die Fahne der aufgehenden Sonne,
wir, Kinder der See, die Jugend Japans.

Mag Sturm die Wellen peitschen,
wenn wir draußen kreuzen —
wir sind stets bereit, mit Leib und Seele,
wir, Kinder der See, die Jugend Japans.

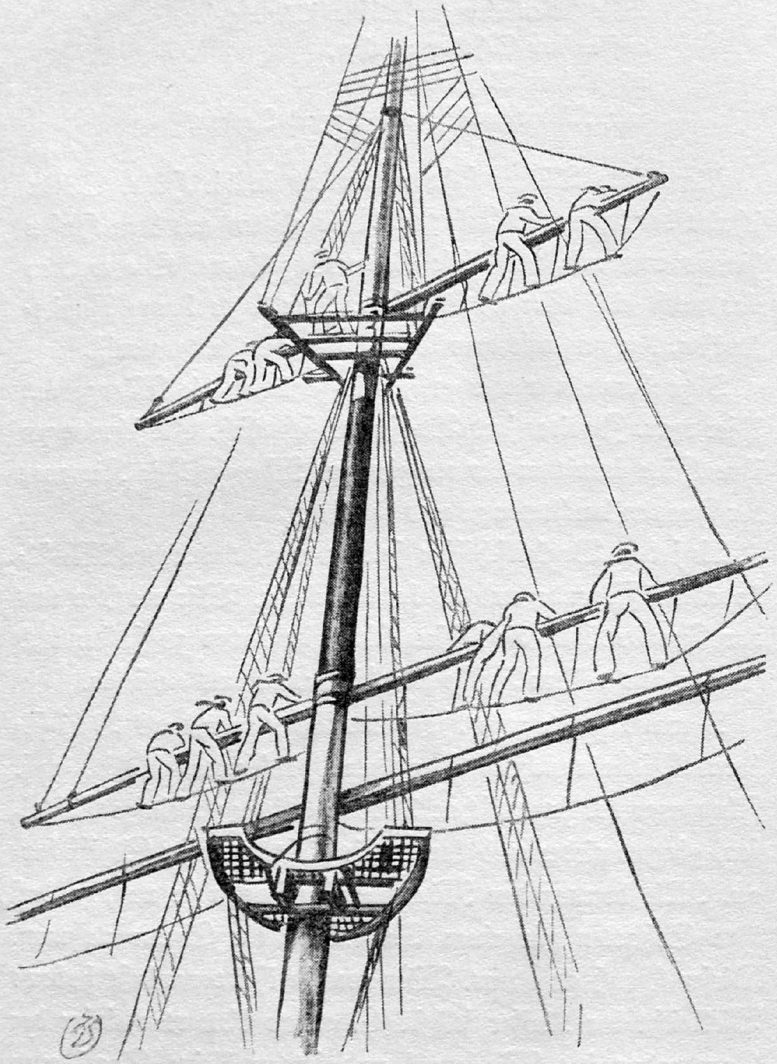
Wir haben eine große Verpflichtung
auf unsern Schultern ruhen,
wir kleinen Boyscouts,
wir, Kinder der See, die Jugend Japans.

Flatternde Tücher fuhren winkend in die Höhe. Schon schnitt der Bug das Wasser. Wir glitten aus dem Hafen hinaus und mit uns viele kleine Segelboote. Sie wollten uns noch eine Strecke begleiten. Der letzte bunte Papierstreifen, der uns mit dem Ufer verbunden hatte, zerriß.

Jetzt bemerkten wir erst, wie zahlreich die Menge am Ufer war. Zweitausend Boyscouts sicherlich. Sie schwangen ihre Hüte inmitten der neugierigen Menge. Die Kimonos der Frauen leuchteten zu uns herüber.

Auf den Begleitschiffen spielten ununterbrochen Musikkapellen. Freunde und Bekannte riefen. Wir wußten uns vor Freude über die schöne Ausreise kaum zu fassen und sangen aus vollem Halse alle Lieder, die uns einfielen.

Jemand zeigte zum Horizont. Was war das? Drei silberne Pfeile tauchten über dem Häusermeer Tokios auf. Flugzeuge der japanischen Armee. Sie zogen einige Schleifen, gingen nieder und kamen bis dicht an unser Schiff heran. Mit donnernden Motoren überflogen sie uns, so daß ihre Schatten für einen Augenblick die Sonne nahmen. Dieser Gruß galt uns. Wer mochte ihn veranlaßt haben? Vielleicht der Kaiser selbst? Spontan kletterten einige der Kameraden ins Mastwerk und setzten kleine Segel zum Gegengruß. Man sollte sehen: wir besaßen schon eine kleine Übung im Seemannshandwerk.



Dieser Vorgang wurde lebhaft begrüßt. Sicherlich tat man uns zu viel Ehre an. Konnten wir die Erwartungen,

die man auf uns setzte, jemals erfüllen? Doch was ließ sich daran ändern? Zumal es uns gewiß nicht unangenehm war.

Die Flugzeuge zogen noch einige Zeit ihre Kreise über uns und folgten dem Kurs des Seglers. Schließlich kehrten sie nach Tokio zurück. Eine Stunde später verließen uns auch die Begleitboote. Die Musik spielte einen letzten Tusch. Wir waren allein mit uns.

Rasch machten wir uns daran, das Schiff von den gutgemeinten, aber doch unordentlichen Papierschlangen zu befreien. Wir wurden dabei nicht müde, alle Einzelheiten des Abschieds immer wieder zu erzählen. Jeder hatte Beobachtungen gemacht. Sie waren zum Teil sehr lustig.

Tateyama ist der äußerste Hafen an der Tokio-Bucht. Es dauerte immerhin vier Stunden, ehe wir ihn erreichten. Einige Führer und die Berichterstatter der großen Zeitungen verließen uns. Am nächsten Tag würden große Berichte und viele Bilder in den Blättern zu finden sein und von allen Japanern gelesen werden. Einen Tag lang waren wir in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Morgen gab es wieder eine andere Neuigkeit.

Ein einziger Berichterstatter blieb auf dem Schiff. Er beabsichtigte, die ganze Reise mitzumachen. Als wir jedoch aufs offene Meer hinauskamen, wurde ihm scheußlich schlecht. Er hing über der Reling und war mit seinem Zustand äußerst unzufrieden, was man verstehen kann. In Toba machte er seinem Plan ein vorzeitiges Ende. Mehr tot als lebendig brachten wir ihn an Land.

Zweites Kapitel

Ein paar Worte über das Schiff und uns selbst

An dieser Stelle ist es notwendig, einiges über die Wanimaru und ihre Besatzung zu sagen. Ihr werdet es schon erwartet haben.

Wer sich für die „technischen" Angaben wenig interessiert, den reizt gewiß die Tatsache, daß unser Segelschiff, eine sogenannte Brigantine, genau so groß — oder so klein — war wie die Santa Maria, mit der Christoph Columbus Amerika entdeckte. Leider besaßen wir wenig Aussicht, einen neuen Erdteil zu finden, und wir haben tatsächlich keinen gefunden, wie ihr mit mir am Schluß des Buches mit Bedauern feststellen könnt. Die Schuld dafür müssen wir mit einem Achselzucken unserem vorgeschrittenen Zeitalter zuschreiben — oder aber den Conquistadoren der Entdeckerzeit, die diese Arbeit gründlich verrichteten. Zum Trost konnten wir auf einen Diesel-Motor hinweisen, der die Kraft ganzer 225 Pferde in sich vereinigte, ein Hilfsmittel, das Columbus wiederum nicht zur Verfügung stand. Trotzdem hätten wir alle auf diese beträchtliche Pferdekraft verzichtet, wenn wir mit Columbus einen Tausch hätten eingehen können. Aus den oben erwähnten Gründen war es nicht mehr möglich — und wir behielten die prächtige Erfindung Rudolf Diesels.

Unser Schiff war also eine Brigantine. Das ist nach dem „Großen Herder" ein „zweimastiges Segelschiff, besonders im Mittelmeer".

Sie unterscheidet sich von einer Brigg dadurch, daß sie „an beiden Masten an Stelle des unteren Rahsegels Gaffelsegel führt". Mit Brigg wiederum bezeichnen der Seemann und der „Große Herder" ein zweimastiges, mittelgroßes Segelschiff mit Volltakelung (Rahsegel am Fock- und Großmast); das in Kielrichtung liegende Gaffelsegel des Großmastes heißt „Briggsegel". Außerdem findet man im genannten Werk die italienische Bedeutung für Brigantine: „Räuberschiff". Dies traf nun bei uns auf keinen Fall zu, obwohl es euch jetzt nicht schwer fallen wird, das Aussehen unserer Wanimaru in der rechten Weise würdigen zu können. Außerdem war es ein japanisches Schiff, das jeden Irrtum ausschließt, und gebaut im Februar des Jahres 1909.

Das Schiff war 104 Fuß lang, 25 Fuß breit und 12 Fuß tief. Wenn ihr wollt, könnt ihr demnach in eurem Garten — oder auf einer für den Durchgangsverkehr gesperrten Straße — diese Maße abstecken und die ganze Fahrt an Bord miterleben. Merkt euch dabei, daß die Durchschnittsgeschwindigkeit acht Knoten je Stunde betrug. Außerdem ist es ratsam, an der Seite ein Schild aufzustellen mit der Bemerkung: Gesamttonnage 168 Tonnen, registrierte Tonnage: 109.49 Tonnen.

Den Statistikern seien zum Schluß diese Angaben gewidmet: Fahrttage mit Segelkraft: 14, ohne Segel bei stürmischem Wetter: 27, Ankertage in fremden Häfen: 71. Bewältigte Seestrecke: 13 000 Meilen. Manch einen werden die Proviant-Mengen interessieren. Ich hätte seinem

berechtigten Wunsch entsprochen, wenn mir irgend eine Aufstellung darüber zur Hand gewesen wäre. Es muß die Feststellung genügen, daß für alles bestens gesorgt war, und daß wir weder Zahnpasta noch Rizinus-Öl entbehrten, von den übrigen unentbehrlichen Gegenständen, die dazwischen liegen, nicht zu reden.

Und nun zur Besatzung. Allen voran muß ich unsern prächtigen Kapitän vorstellen, den meererprobten Taneo Hatsumata, eine fast legendäre Gestalt in den japanischen Gewässern. Einen besseren Käpten konnten wir nicht bekommen. Er hatte lange Jahre in der Südsee auf und — allem Anschein nach eine gewisse Zeit davon — auch unter einem Perlentaucherschiff verbracht, ja sogar an der Küste Neuguineas den Diamanten des Meeres nachgejagt. Er hatte so viele Dinge erlebt, daß man sie nicht alle nennen kann, zumal er nie damit fertig wurde, uns alles zu erzählen, wenn er guter Laune war und gerade kein Taifun einen düsteren Schatten auf sein goldiges Gemüt warf.

Taneo Hatsumata befehligte ganze zwanzig Matrosen, die sich als erfahrene Seeleute bezeichneten. Diese Mannschaft bildete das eigentliche Fahrpersonal und hatte daneben die ehrenvolle und zweifellos dankbare Aufgabe, uns in die Seefahrerkunst einzuführen. Ohne diese Stamm-Mannschaft hätten wir es nicht wagen können, in die gefährlichen Meere zu steuern.

Wir Seescouts zählten ebenfalls zwanzig Köpfe. Wir waren aus allen Teilen Japans zusammengeholt und ausgewählt worden und hatten unsere Kabinen auf dem Schiff

bereits einen Monat vor der Ausreise bezogen. Dieser Probemonat diente den notwendigsten Schiffsübungen.

Vier Führer waren uns beigegeben. Das Haupt unserer Unternehmung war Michita Hara. Neben einem zweiten Führer und einem technischen Leiter, fiel mir die Aufgabe der diplomatischen Betreuung des Unternehmens zu, ein sehr ehrenvoller Auftrag und ein noch besserer Titel. Durch etliche Auslandsreisen hatte ich einige Kenntnis darin gewonnen, und man traute mir zu, auch diese Aufgabe in der besten Weise lösen zu können. Mir oblagen die zeitraubenden und mitunter schwierigen Formalitäten mit Behörden, Konsulaten und Regierungen der anzusteuernden Inseln und Länder. Gleichzeitig sollte ich die dortigen Jugendbewegungen studieren. Dieser letzte Ausdruck war sicherlich übertrieben. Zu einem Studium hätte es längerer Anwesenheit bedurft. Immerhin wollte ich mich bemühen, Wesentliches zu ergründen und unsern Führern in Tokio berichten zu können.

Fünf Gelehrte kamen mit, junge Professoren japanischer Universitäten. Sie sollten unsere Expedition wissenschaftlich ausbeuten. Tropenkrankheiten, Tier- und Pflanzenbestand, geographische, astronomische und navigatorische Messungen, Handel und Wirtschaft standen auf ihrem Programm.

Auf den Kopf fünfzig Mann zählte die Besatzung der Wanimaru. Es wäre unbescheiden, zu verschweigen, daß wir unsere Fahrt weder sehr bedeutend noch wenig bedeutend betrachtet hätten. Man hatte großes Vertrauen in uns gesetzt. Man hatte uns mit vielen nützlichen Mitteln ausgestattet, und viele Familien und Behörden hatten unser

Unternehmen mit Geld und anderer Hilfe unterstützt. Die Führer unseres Bundes und die Öffentlichkeit hatten ein Recht darauf, etwas von uns zu erwarten, zumindest eine ausgezeichnete Durchführung des Programms, soweit die Natur uns dabei nicht im Stich ließ. Es gab für uns keinen andern Stolz als die getreue Erfüllung aller Pflichten und als ein Leben im besten Geiste unserer großen Nation.

Wir schauten fröhlich und unternehmend drein und machten uns an die Arbeit.

Drittes Kapitel

Wie der Plan entstand

Das sollt ihr in wenigen Sätzen erfahren, damit ich die Erzählung über den Verlauf der Reise fortsetzen kann. Geschichte langweilt viele Menschen. Sehr zu ihrem Schaden. Ich für meine Person kann mir kaum eine wertvollere Beschäftigung für einen jungen Menschen denken, als in der Überlieferung der Ahnen zu forschen. Und ein bißchen Geschichte muß hier im Handumdrehen aufgetischt werden, zum Verständnis der japanischen Boyscouts-Bewegung und zum Verständnis unseres Unternehmens.

Der Kaiser hatte nicht zu allen Zeiten die Macht inne, die ihm als Sohn des Himmels und Herrscher des Landes gebührt. Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die eigentliche Gewalt von gewissen Lehensherren ausgeübt, den sogenannten Schogunen. Sie hatten im Mittelalter die ganze Macht an sich gerissen und dem Kaiser, der

in Kyoto prunkvoll regierte, nicht die volle Herrschergewalt überlassen. Nur im Volke und bei manchen Fürsten genoß er große Achtung und starkes Vertrauen. Kaiser Meiji ist der Begründer der japanischen Neuzeit. Ihm gelang die vollständige Übernahme der Gewalt aus den Händen der Schogunatsregierung. Mit achtzehn Jahren war er auf den Thron gekommen. Er war der Mann, den Japan in dieser Situation brauchte, und ihm ist es im Grunde zu verdanken, wenn das östliche Inselreich nicht nur eine selbständige Nation blieb, sondern darüber hinaus eines der wichtigsten Völker des Erdballs geworden ist. Der Neuzeit öffnete er Tür und Angel. Er schuf die festen Grundlagen des japanischen Kaiserreiches, die diesem gestatteten, ein modernes Volk zu werden und dabei Japaner zu bleiben. Er siedelte mit seinem Hofstaat von Kyoto nach Tokio über, welches damals noch Yedo genannt wurde. Alle Reformen wurden in kürzester Zeit durchgeführt. Ausländische Berater und Ingenieure, Wissenschaftler und Offiziere wurden in die Hauptstadt berufen, zahllose japanische Studenten an die Universitäten Europas und Amerikas geschickt. Japan wurde Schritt für Schritt eines der fortschrittlichsten Länder der Erde. Die guten Eigenschaften der Nation: ihre Arbeitsfreudigkeit und ihre Entschlossenheit, verhalfen diesem Vorhaben zum Erfolg.

Die neue Ära überdauerte innere Unruhen und Kriege mit andern Staaten. Die Feldzüge gegen China und Rußland sowie der Weltkrieg brachten bedeutende Gebietserweiterungen. Kaiser Meiji starb im Jahre 1912. Jeder

gute Japaner pilgert nach Möglichkeit einmal in seinem Leben an seinen Schrein und bringt dort seine Verehrung dar. Sein Nachfolger war Kaiser Taishô. Er setzte die gleiche Politik des aufgeschlossenen Geistes fort. Mit seinem Sohne, dem gegenwärtigen Kaiser, der im Jahre 1926 den Thron bestieg, gewann die Erinnerung an das alte Brauchtum und die Sitte der Väter eine neue Bedeutung. In der sich überstürzenden Entwicklung war manches vernachlässigt worden. Jetzt hatte die Stunde geschlagen, sich dieser Kräfte zu besinnen und ihnen den Platz, den sie verdienten, im äußern und innern Bild des Volkes einzuräumen. Die Grundkraft des japanischen Volkes liegt in der Familie und in der Treue zu guter alter Überlieferung. Viele Männer dachten über Möglichkeiten nach, wie die gediegenen Tugenden der Samurai-Krieger, der Rittersoldaten, erhalten werden könnten. Die Jugend sollte in diesem Geiste erzogen werden, arbeiten und leben. Sie wurde zum Bushido, zum Samuraigeist der Treue und Ritterlichkeit, der Vaterlandsliebe und Kaisertreue aufgerufen.

Diese Entwicklung erhielt ihre entscheidende Wendung durch den England-Besuch unseres jetzigen Kaisers und damaligen Kronprinzen. Anläßlich einer Unterredung mit dem Chef der britischen Boyscouts, dem berühmten General Baden-Powell, bekundete unser Kaiser sein großes Interesse für diese Bewegung, die in Übereinstimmung mit den Idealen der japanischen Jugend lebe. In Edinburgh fand ein Treffen der Boyscouts statt, bei dem unser Kaiser den Wunsch aussprach, die britische und japanische Jugend

möchten einander unterstützen in der Verwirklichung ihrer Zielsetzung.

In Japan herrschte Freude über dieses Wort. Die Führer der einzelnen Jugendbünde setzten sich zusammen und beschlossen die Gründung des Kaiserlichen Hauptquartiers der Boyscouts von Japan, „Nippon Syonendan Renmei". Alle bestehenden Boyscouts-Bünde, darunter auch unsere Seescouts-Division, wurden eingegliedert. Der Geist, der die Samurai-Krieger beherrschte, hatte im zwanzigsten Jahrhundert unter der Jugend ein spontanes Wiederaufleben gefunden. Die neue Bewegung stand unter dem direkten Schutz des kaiserlichen Hauses.

Ich halte es für überflüssig, auf alle die großen Lager und Treffen hinzuweisen, die seit jenem Tage stattfanden und immer mehr Jungen in den großen Bund führten. Der Kaiser und kaiserliche Prinzen beehrten uns verschiedentlich mit ihrem Besuch. Vor wenigen Jahren hatte der Kaiser eine kleine Seereise mit unserer Wanimaru gemacht und war Gast unserer Seescouts gewesen. Er kannte unser Schiff demnach.

Wir Scouts wollen dem Kaiser und dem Volke dienen. Fleiß ist eine erfreuliche Eigenschaft. Wir wollen diese gute Eigenschaft pflegen, damit Japan immer Männer im Angesicht seiner Fahne weiß, die nicht nur den Willen, sondern auch die Befähigung haben, Hand anzulegen an alle wichtigen Aufgaben des öffentlichen Lebens. Zwar sind wir jung. Das läßt sich nicht bestreiten. Und doch haben wir schon manches Mal bewiesen, daß unsere Fäuste zuzupacken ver-

stehen, und daß wir unser Leben in die Schanze schlagen, wenn Not am Mann ist.

Das große Erdbeben im Jahre 1923 und der nachfolgende Brand Tokios sahen unsern Mut und unsere Entschlossenheit. Wir nahmen uns der verlassenen Kinder an. Wir halfen Verschüttete und Verbrannte bergen. Wir räumten die Trümmer der Verheerungen weg. Überall, wo gearbeitet wurde, waren unsere Leute dabei und ermunterten durch ihren unbeugsamen Geist die Zaudernden und Langsamen.

Wir marschieren vorwärts. Wir wissen uns als die Erben eines großen Vermächtnisses und als Söhne eines schönen Fleckens Erde. Gemeinsam mit aller Jugend der Welt wollen wir dem Frieden, dem Fortschritt und der Verbrüderung dienen — wie wir es in unserem Pfadfinder-Schwur bezeugt haben.

Im Jahre 1933 wurde der Thronfolger geboren. Die Begeisterung in ganz Japan war riesig. Uns war sofort klar: wir mußten durch eine besondere Leistung dem Kaiserhaus unsere Treue und Verbundenheit beweisen. Der Führer der Seescouts-Division kam auf die Idee, die Wanimaru mit einer Expedition in die Südsee zu beauftragen und dort unsere Landsleute aufzusuchen und ihnen die Grüße der Heimat zu überbringen. Es sollte eine unerhört schöne Seefahrt geben.

Nun waren wir bereits unterwegs.

Viertes Kapitel

Der Tempel in Ise

In Tateyama hatten die Berichterstatter und einige Führer uns verlassen. Unweit dieses Hafens liegt die kleine Insel Oshima im Meer. Ein paradiesischer Ort von geradezu traumhafter Schönheit. Ein tropisches Wunder. Ihr Bild wurde gekrönt von einem mächtigen Vulkan, der eine Rauchfahne über das Eiland schwang. Das wäre der richtige Ort für unsere Sommerfahrten, dachten wir. Währenddessen waren wir auf die Höhe von Hayama gekommen.

Dort sollte der Kaiser auf seinem Landschloß weilen. Rasch wechselten wir die Montur und erschienen in prächtiger Uniform auf Deck. Im Angesicht seines Wohnsitzes nahmen wir Paradeaufstellung, um ihm unsern letzten Gruß zu entbieten. Zwar waren wir bereits in Tokio vor dem Kaiserlichen Schloß aufmarschiert, hatten uns tief verneigt und dem Herrscher gehuldigt. Diesen Brauch üben alle Expeditionen und Sportmannschaften, die Japan verlassen. Es ist eine schöne und würdevolle Zeremonie. Sinnvoll legt sie vom Geist all unserer Arbeit Zeugnis ab. So würden wir es auch bei unserer Rückkehr halten.

Wir verbeugten uns dem Lande zugekehrt und verharrten in dieser demütigen, nicht gerade leichten Stellung fünf lange Minuten. Da wir uns bereits auf offenem Meer befanden, wurde das Schiff durch eine stürmische See hin- und hergeworfen. Dies vereinfachte unser Stillestehen keineswegs.

Die Dämmerung brach herein, dichte Nebelschleier sanken auf die bewegte See. Ab und zu hob der Wind die Schwaden, und wir sahen am fernen Gestade Lichter aufblinken und wieder verschwinden. Wir richteten uns ein. Das Außerordentliche der Abfahrtsfeierlichkeiten war dem ordentlichen Tagesablauf gewichen, wie er für die ganze Reise vorgesehen war. Diese Zeiten mußten genau eingehalten werden. Das verlangten die Disziplin und die Schiffsordnung. Es war in erster Linie keine Erholungsreise für uns, und wir konnten es uns nicht erlauben, nach Lust und Liebe unserem Vergnügen nachzugehen und die Arbeit Arbeit sein zu lassen. Doch das ist selbstverständlich. Ihr werdet es nicht anders erwartet haben. Wir sind also einer Meinung.

Der letzte Berichterstatter hing über der Reling, und er tat uns ehrlich leid. Obwohl seine Lage nicht dazu angetan war, den Beruf des Zeitungsschreibers in einem angenehmeren Licht zu zeigen, als wir es ohnehin bereits besaßen, so gaben uns anderseits die Schwierigkeiten dieser Laufbahn zu denken, die von ihren Vertretern allzeit eine äußerst würdige und tätige Haltung verlangt, würdiger, als der gewöhnliche Sterbliche sie in der Regel aufzubringen imstande ist.

So kamen der erste Abend, die erste Nacht, der erste Morgen. Noch immer blies ein starker Wind, als wir durch die hohe See direkt auf Toba zuhielten. Am Nachmittag warfen wir Anker. Wir beabsichtigten, den Ise-Schrein zu besuchen. Toba war der richtige Hafen für dieses Vorhaben. Zum Tempel in Ise wollten wir nach japanischer Sitte pilgern, um uns und unsere Reise den Ahnen zu empfehlen.

Diese Sitte ist tief im Volk verwurzelt, und sie wird bei vielen wichtigen Anlässen geübt. Ernennt der Kaiser zum Beispiel einen neuen Minister, so führt diesen sein erster Gang zum heiligen Schrein von Ise, wo er den Ahnen und den Göttern seine Verehrung darbringt. Heutzutage dürfen sogar die Schulkinder jährlich einmal nach Ise fahren. Es ist das nationale Wallfahrtsziel, denn es handelt sich dabei nicht um religiöse Handlungen (höchstens bei den Shintoisten), sondern um eine nationale Verehrung und um ein Bekenntnis zu den Ahnen des japanischen Volkes und zu ihrem Geist.

In Toba machten wir uns sogleich auf. Ise nennt man auch das Mekka Japans. Dieser Vergleich scheint mir ein wenig bei den Haaren herbeigeholt zu sein, wie alle ähnlichen Vergleiche, die einer oberflächlichen Beobachtung entspringen.

Wir schritten durch ein mächtiges Tor, gebildet aus zwei waagrechten und zwei senkrechten rohen Holzstämmen, und gelangten zum Tempel. Ein solches Tor nennen wir Torii. Japanische Tempel haben meist die Eigentümlichkeit, daß in zwei Nischen rechts und links greuliche holzgeschnitzte Drachen hocken. Sie sind die Wächter und verscheuchen jeden unreinen Geist, der es wagen möchte, diese Schwelle zu überschreiten. Sie sind allerdings derart furchterregend, daß ich es keinem dieser bösen Geister raten möchte. Selbst harmlose Pilger schrecken zusammen, wenn sie diese Drachen erblicken.

Der Tempelhof war von Tempeln umgeben. Solch ein japanischer Tempel besteht sozusagen nur aus dem Dach, einem wuchtigen, gewaltigen Dach. Dieser holzge-

schnitzte Koloß ruht auf starken Holzpfeilern. Die Seiten sind offen und unbekleidet. In der Mitte ruht der Schrein, das eigentliche Heiligtum. Zuvor wuschen wir Hände und Mund in einem der großen Wasserbottiche, die rechts und links vor den Tempelstufen angebracht sind. Alsdann erschien ein shintoistischer Priester mit einem sonderbar mit Papier verbrämten Zweig, den er über uns hielt. Dabei sprach er feierlich die Shinto-Hymne, das Norito, über unsere Schar. Nun waren wir rein und durften die Stufen hinaufschreiten. Wir verneigten uns, breiteten die Arme weit aus und schlugen dann die Handflächen zusammen, einmal, zweimal, verneigten uns wieder und hatten damit die Ahnen um ihren Schutz gebeten.

Hier muß ich einflechten, welche Bewandtnis es mit dem Tempel und dem Schrein hat. Ise ist der Tempel der strahlenden Göttin Amaterasu, von der die Sage berichtet, sie sei dem linken Auge des Göttervaters Isanagi entsprungen. Dieser erschuf die Welt und als erstes Land Japan oder Nippon, wie es die Japaner selbst nennen, das heißt „Grund der Sonne". Danach schuf Isanagi die übrigen Länder, indem er den Meeresgrund emporheben und erstarren ließ. Die Kinder des Göttervaters bewohnten Japan und wurden bald sehr zahlreich. Eines Tages stritten sie sich. Blut floß, und Amaterasu nahm die Herrschaft des Landes persönlich in die Hand. Sie zeugte einen Sohn, mit Namen Oshibo. Diesen vermählte sie mit einer Enkelin des Göttervaters, Tamayori-Hime. Den erstgeborenen Sohn dieser Ehe, den Gott Ninigi, bestimmte sie zur Herrschaft Japans. Als er

im Götterhimmel Abschied nahm, empfing er drei Kleinode: einen Spiegel, ein Schwert und ein Juwel. Amaterasu sprach zu ihm: „Dieser Spiegel sei dir und deinen Nachkommen das Sinnbild meiner Gegenwart. Wie er von reinem Glanze ist, so soll auch deine Herrschaft über das Reich lauter sein. Du und dein Geschlecht sollen ewig über dieses Land herrschen. Herrsche, aber mit weisem Sinn! Dafür sei dir die Klarheit des Juwels Sinnbild. Mit dem Schwerte jedoch sollst du das Reich beschützen und seine Feinde abwehren."

Spiegel, Juwel und Schwert sind bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie blieben die Reichsinsignien des japanischen Herrscherhauses. Darum trägt der japanische Kaiser auch keine Krone.

Ninigi verließ also den himmlischen Thron und stieg mit großem Gefolge zur Erde hinab. Er überschritt die siebenfarbene Brücke des Himmels. Sie zerbarst, als sein Fuß die Erde Nippons berührte. Seine Nachfahren wurden die Kaiser Japans und sind es bis zur Stunde geblieben.

Der Spiegel, den die Göttin Amaterasu dem scheidenden Ninigi gab, liegt heute verborgen im Tempel von Ise. Kein Mensch hat ihn seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden gesehen, selbst der Kaiser nicht. Er ist mit einer Brokathülle umgeben und ruht in einem hölzernen Kasten. Sooft das brokatene Tuch zu zerfallen droht, wird eine neue Hülle über die alten Tuchreste gelegt. So hat seit Menschengedenken keines Sterblichen Auge diesen Spiegel mehr geschaut. Der hölzerne Kasten ruht im Innentempel.

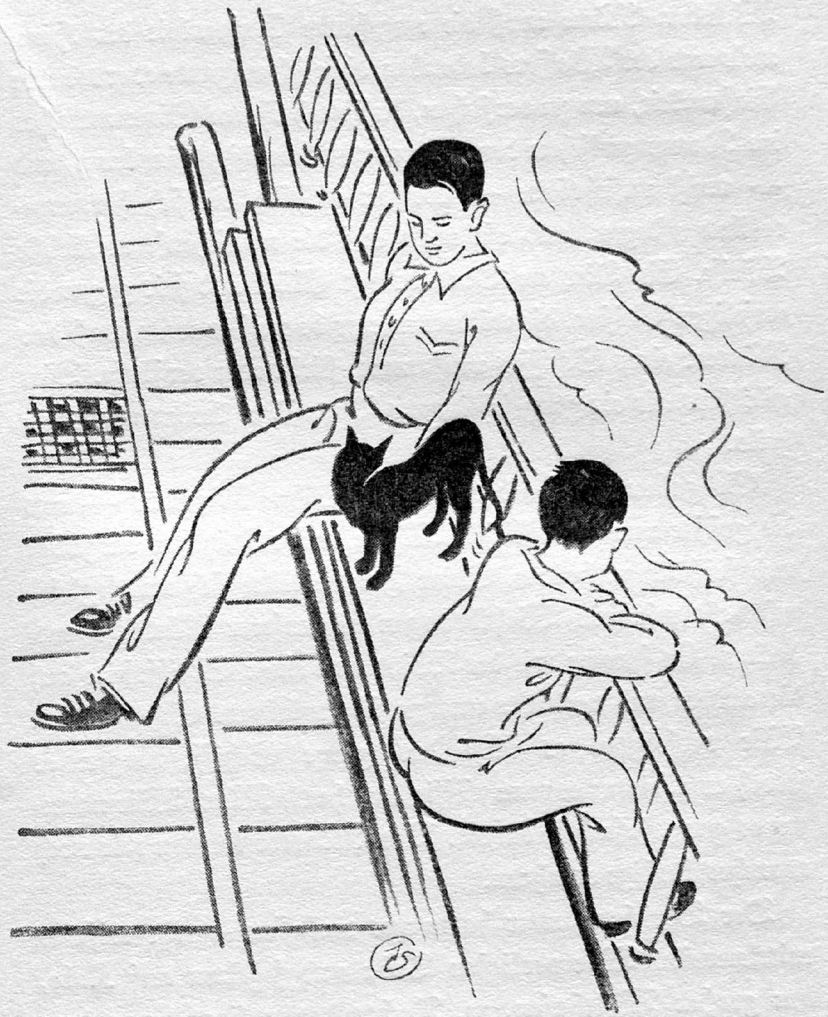
Das Volk darf ihn nur von ferne sehen. Einzig dem Kaiser ist es vorbehalten, mit einigen Priestern das Tempelinnere zu betreten. Dort pflegt er Zwiesprache mit den Ahnen und Göttern des Volkes zu halten, deren Abkömmling er ist. Sie geben ihm Rat für die Regierung des Landes.

Das Heiligtum ist — wie ich sagte — Jahrtausende alt. Der Tempel dagegen wird alle 21 Jahre abgerissen und wieder aufgebaut. Wir nennen das Heiligtum Kami. Mindestens einmal im Leben ist es das Ziel unserer Wallfahrt.

Auf dem Rückweg vom Tempel begegneten uns zahlreiche Pilger. Männer und Frauen waren in prächtige Gewänder gekleidet, Kimonos genannt. Nur in den großen Städten tragen unsere Mädchen und Frauen europäische Kleidung, und auch da nicht immer. Die Japanerinnen tragen farbenbunte, herrliche Kimonos mit herabhängenden Ärmeln. Diese verleihen ihnen eine bezaubernde Anmut und Beschwingtheit. An den Füßen tragen sie auch keine Schuhe, sondern sogenannte Getas, das sind Holzsandalen mit kleinen Stelzeln darunter. Die Männer tragen für gewöhnlich ebenfalls Kimonos und Getas. Deren Kimonos sind aber aus dunklen Stoffen gefertigt.

Wir waren jetzt ganz gerüstet und hatten den Geist der Ahnen auf unser Vorhaben gelenkt, den geistlichen und irdischen Segen der Götter erfleht.

Als wir aufs Schiff zurückkamen, sprang unser Kätzchen munter und lustig umher. Seine Augen glänzten. Gestern hatte es noch den Anschein erweckt, als wolle es seekrank werden. Die kleine Katze war unser Mascot. Wir



hatten es von einem Seescout-Kameraden bei der Abreise zum Geschenk erhalten. Alle Seeleute nehmen irgend ein Tier an Bord, denn sie sind ausnahmslos abergläubisch, auch wenn sie es nicht eingestehen werden. Das ist auch kein

Wunder. Man muß die ungeheure Einsamkeit des Himmels und des Wassers bedenken, diese schweigende oder tobende Einsamkeit, um zu verstehen, daß nach ihrem Sinn manches im Raum zwischen den Elementen lebendig sein kann und — meist unsichtbare — Geister enthält, die sich herumzutreiben pflegen, und oft nicht auf die menschenfreundlichste Weise. Ein Tier an Bord bringt Glück und feit gegen die unseligen Geister, die wiederum nur darauf warten, daß das Mascot eines Schiffes umkommt, stirbt oder versäuft. Dies gilt stets als ein ganz schlimmes Vorzeichen kommenden Unheils.

So gaben wir — die jüngsten Söhne Neptuns — uns die größte und erdenklichste Mühe, unser Kätzchen vergnügt und fröhlich zu halten. Seine Freude teilte sich uns sogleich mit, als wir sein Wohlbehagen bei unserer Rückkehr entdeckten. Es sprang wie der Wind von einer Schiffsseite auf die andere und verlockte uns zu übermütigem Schabernack. Wir verfolgten es über das ganze Schiff, fingen es jedoch nur selten; es war pfiffig und hatte Mut. Wir nannten es ganz einfach Mascot. Von Mascot werden wir noch manches Lustige erfahren.

Der Berichterstatter hatte uns verlassen — ihr wißt es mittlerweile. Wir verließen Toba und segelten auf Kobe, den großen Welthafen, zu. Rechts davon liegt der andere Welthafen, Osaka. Diese beiden Städte bilden das Handelszentrum unseres Inselreichs.

In Kobe besuchten wir einen andern berühmten Schrein, der zu Ehren des Nationalhelden der Samurai, Kusunoki

Masashige, aufgerichtet ist. Sein Reiterstandbild hält übrigens vor dem Kaiserlichen Palast in Tokio Wache. Der große General war seinem Kaiser zu Hilfe gekommen, als dieser von einem seiner Lehensherren angegriffen wurde. Die Empörer überwanden seine kleine, todesmutige Schar erst nach langem Kampf und unter großen Verlusten.

Wir nennen das Meer bei Kobe: Osaka-Wan. Osaka-Wan gehört zur japanischen Inlandsee, die Seto-Nakai, die in unserer Geschichte eine ähnliche Rolle spielt wie das Mittelmeer in Europa. Die Inlandsee wird von großen Inseln gebildet: Hondo, Kiushiu, Shikoku. Durch die Meerenge von Awaji fuhren wir in die Seto-Nakai ein. Die Gewässer sind kaum bewegt, da sie ja nach allen Seiten vom offenen Meer und seinen aufwühlenden Grundwogen abgeschnitten sind. Langsam brachte das Schiff uns durch dieses Paradies, das wegen seiner Naturschönheiten bekannt ist. Wir passierten manch malerische und reizvolle Insel, und mehr als eine erweckte in uns den Wunsch nach längerer Anwesenheit, ein Begehren übrigens, das uns während des ganzen Unternehmens begleitete. Denn überall gab es märchenhafte Landschaften und Inseln zu schauen, die uns entzückten und in hingebende Bewunderung versetzten.

Es war ein schönes Erlebnis. Nur wenige von uns waren schon an dieser Inselsee gewesen. Die andern kannten die Inselsee nur von Bildern, die man zu sehen bekommt. Und das genügt jugendlichen Gemütern bekanntlich und mit gutem Grund nie. Zahlreiche Segler, sogenannte Hokakebune, begegneten uns, oft mit zerfetzten Breitsegeln. Diese

Bilder erregten unsere Phantasie, und wir sahen mit einer gewissen Neugier hinüber, heimlich hoffend, irgend ein Räuberhauptmann stünde am Bug der Dschunke, bohre seine Augen in den leichten Dunst und forsche nach einer (wie immer) lohnenden Beute. Doch nichts dergleichen geschah, und wir verließen die herrlichen Gewässer durch die Moji-Enge, um uns südostwärts zu wenden.

Die Insel Kinshiu — sie schließt die Inlandsee nach Süden ab — streckt am westlichen und am östlichen Ende je eine Halbinsel ins Meer, gleichsam zwei Füße. Wir fanden diese Tatsache erstaunlich und belustigend zugleich. Der östliche Fuß heißt Osumi. Um ihn fuhren wir herum und legten im Hafen der Stadt Kagoshima an, einer Stadt, die die Engländer vor einem Jahrhundert beschossen hatten, als der Streit um die Öffnung Japans in vollem Gange war.

In Kagoshima blieben wir zwei Tage liegen. Sehr ungern, allerdings zu unserem Glück. Bei unserem Funker war nämlich die Nachricht eingetroffen, daß in unserer Fahrt-Route ein überaus hartnäckiger und zerstörungswütiger Taifun herrsche. Wir zogen das Warten dem Taifun vor, was jeder andere an unserer Stelle genau so getan hätte.

Die moderne Funkeinrichtung ist eine der wirklichen Segenstaten moderner Technik. Unzählige Segler sind vordem in fürchterlichen Taifunen zu Grunde gegangen, weil sie nichtsahnend in seine todschleudernden Arme gerieten. Es schien kein Kraut dagegen gewachsen zu sein. So ist es auch noch heute. Doch die Funkverbindung warnt beizeiten —

und oft noch rechtzeitig — vor dem drohenden Verderben. Allerdings geschieht es auch heute noch, daß Schiffe nicht mehr in Sicherheit gebracht werden können und ein wenig wünschenswertes Schicksal erleiden. Diese Taifune wandern mit einer irrsinnigen Geschwindigkeit über das Meer und verheeren fast alljährlich die Küsten unseres Landes. Abgedeckte Hütten und Häuser, umgestürzte Masten, umgelegte Eisenbahnzüge, verwüstete Wälder und Äcker zeichnen ihren unerfreulichen Weg.

Wenn der Taifun sich nach Norden wandte, dann wehe uns und unserer kleinen Wanimaru. Ich glaube, selbst der schützende Hafen von Kagoshima hätte uns wenig genutzt.

Fünftes Kapitel

Die Spur eines Heiligen

Es kam nicht dazu, diese Möglichkeiten abzuwarten. Der Taifun erwies uns die zweifelhafte Freude seines Besuches nicht, sondern geruhte, in anderer Richtung seine unheilvolle Tätigkeit fortzusetzen. So nahe und plötzlich sehen wir uns in Japan des öfteren Naturkatastrophen ausgeliefert, gegen die menschliche Mittel nutzlos sind.

Dieser Ort hieß also Kagoshima, und mit diesem Namen verbindet sich die Erinnerung an einen der bedeutendsten Europäer, die jemals ihren Fuß auf japanische Erde setzten: Franz Xaver, gebürtig auf Schloß Javier im spanischen Bergland Navarra, Professor in Paris, Jesuit. Dieser wagemutige, kühne Missionar und Apostel, ausgestattet mit

den schönsten menschlichen Fähigkeiten und Eigenschaften, hatte seit dem Jahre 1542 in Indien mit großem Erfolge die Lehre Christi verbreitet und war 1549 nach Japan gekommen, um die begonnene Missionierung des Fernen Ostens fortzusetzen. Just in Kagoshima warf sein Schiff Anker.

Er war der erste Missionar, der Japan betrat. Sein Begleiter war ein Japaner, Anjiro, und diese Tatsache wirft ein bezeichnendes Licht auf seine weitblickende Anschauung, unter fremden Verhältnissen und unter einer fremden Rasse das Evangelium zu verkünden. Er predigte in den Sprachen der Eingeborenen, betrieb eine planmäßige Erforschung und Besetzung des Missionsfeldes, sorgte für die Heranziehung einheimischer Christen, die für die Unterweisung in den Glaubensfragen ausgebildet wurden. Er brachte das Christentum

mit und war selbst ein leuchtendes Beispiel, doch die Mittel der Bekehrung stellte er ganz den Erfordernissen des neuen Missionsgebietes unter. Seine Aufgabe war nicht die Verkündigung westlicher Gebräuche und Sitten, wie es zum selbstherrlichen Auftreten der andern Europäer gehörte, die zu den verschiedensten Zwecken ihre Fühler in diese Länder unbegrenzter Möglichkeiten ausstreckten, er lehrte und taufte und hatte bald an die tausend Japaner zur ersten christlichen Gemeinde Japans zusammengefaßt. Nach einjährigem Wirken an der Küste begab er sich ins Innere des Landes, nach Hirado, wo die Portugiesen einen umfangreichen Handelsplatz eingerichtet hatten. Er war seiner Sache sicher und zielte aufs Ganze: eine Unterredung mit dem Kaiser sollte die Ausbreitung des Glaubens sichern. Die Zeit war voller Unruhen und Gefahren. Dessen ungeachtet ging er nach Kyoto, wo der Kaiser sich aufhielt, und fand die Stadt in größter Unordnung. Es gelang ihm nicht, zum Kaiser vorzudringen. So mußte er sich begnügen, wenigstens den Keim für eine christliche Gemeinschaft zu legen, eine Leistung, die ihresgleichen kaum in der Geschichte kennt.

Der Anfang war gemacht. Wichtige Aufgaben riefen ihn nach Indien zurück, wo er bald nach seiner Rückkehr starb. Sein Grab befindet sich in Goa. Sein Werk lebt in unzähligen Gemeinden fort.

Zwei Missionare hatte er zurückgelassen. Ihnen folgten alsbald weitere. Das Christentum breitete sich langsam, aber erfolgreich aus, und schon nach 25 Jahren zählte die japanische Kirche 100000 Seelen und 75 Missionare. Die

Folgen der Bürgerkriege machten die Aufnahme der Lehre leichter, als es vielleicht unter andern Verhältnissen möglich gewesen wäre.

Die Missionare eröffneten Krankenhäuser und Waisenheime, Einrichtungen, die ein gewaltiges soziales Verdienst der Kirche darstellen und ihren lebendigsten Beweis für den Segen ihrer Arbeit und ihrer Gesinnung erbringen. Als auch Stätten für die zahllosen unheilbaren Aussätzigen errichtet wurden, stand das Volk dieser Gründung im Anfang fassungslos gegenüber. Dafür hatte bislang niemand einen Finger gerührt, ja man vertrat die Meinung, diese gefährlichen Kranken könnten nicht früh genug ein Ende finden. Ein Weg, der charakterlos und unheilvoll zugleich war, da keiner dieser Schwätzer etwas gegen die Krankheit unternahm. Die christliche Methode schränkte den Herd der Seuche ein und verhalf den Ausgestoßenen zu ihrem Menschentum zurück.

Seitdem ist das Christentum stark von der politischen Entwicklung im Innern abhängig gewesen, obgleich es keine Politik trieb, sondern sich auf seine eigentlichen Aufgaben beschränkte. Ein Lehensfürst, Oda, nahm das Christentum unter seinen besondern Schutz. Selbst viele Adelige vom Hof des Herrschers ließen sich taufen. Eines Nachts jedoch wurde Oda von einem aufständischen General und seinen Truppen umringt. Um nicht in ihre Hände zu fallen, beging er Harakiri. Sein Nachfolger schützte anfangs die Missionsarbeit, doch bald geriet er mit verschiedenen Gewohnheiten mancher Christen in Konflikt. So mißfiel ihm das

Auftreten der portugiesischen Seeleute, die sich ebenfalls Christen nannten, sehr — und er hatte reichlich Grund dazu. Dies gab ihm den Rest. Er erließ ein Verbot. Als sein Befehl nicht befolgt wurde, nahm er 24 Christen fest, darunter einige Jesuiten, marschierte mit ihnen von Kyoto nach Nagasaki, der größten und blühendsten christlichen Gemeinde, und ließ sie kreuzigen. Das Blut der ersten Glaubenszeugen im Osten war geflossen.

Weiter unterdrückte er das Christentum nicht, aus Angst vor zwei Generälen, die gleichfalls Christen waren. Die Missionsarbeit war untersagt, doch das Christentum breitete sich aus, und 38 Jahre nach der Landung Franz Xavers zählte man 200 000 Christen. Wahrscheinlich wäre diese Aktion im Sande verlaufen und hätte keine weiteren Folgen gezeitigt, wenn es nicht zu peinlichen und höchst unnötigen Streitigkeiten zwischen verschiedenen Missionaren gekommen wäre. Franziskaner und Dominikaner suchten es den lange vorher anwesenden Jesuiten zuvorzutun und begingen in ihrem Übereifer Unklugheiten. In Japan ist noch niemals ein offenes Übertreten der Gesetze geduldet worden. Der Gehorsam gegen die Gesetze ist dem Japaner derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß dies eine der wesentlichen Grundlagen des japanischen Reiches durch alle Zeiten hin geblieben ist.

Ausgerechnet zu dieser ohnehin schwierigen Zeit war ein spanisches Schiff gestrandet. Man fand 600 000 Goldkronen in der Schiffsladung, welche die Regierung als Strandpreis beschlagnahmen ließ. Das wäre nicht weiter

wichtig gewesen, und die Geschichte hätte sich dieses Ereignisses bestimmt nicht erinnert, wenn der erboste Kapitän verschwiegen hätte, was er tatsächlich sagte. Er drohte zornbebend, wie nur ein Kapitän es sich leisten kann, mit der Rache des Königs von Spanien und sagte dabei leichthin, die Missionare seien nur vorgeschickt, den Boden zu bereiten, damit die nachfolgenden spanischen Heere ein leichtes und sicheres Spiel bei der Eroberung vorfänden. Leichthin — gesagt blieb gesagt —, es ließ sich nicht mehr zurücknehmen, und die Regierung faßte einen verhängnisvollen Entschluß: gegen die Fremden insgesamt vorzugehen. Doch der Lehensfürst starb, bevor er seine Absicht verwirklichen konnte. Neue Missionare kamen ins Land. Tausende Japaner wurden getauft. Überall entstanden christliche Kirchen, und man sah vertrauensvoll in die Zukunft.

Leider ein wenig zu früh. Zum ersten Mal landeten Holländer in Japan. Im Abendland war Martin Luther aufgetreten und hatte seine Thesen angeschlagen. Die Holländer waren keine überzeugten Christen und überdies Piraten und nahmen es nichts weniger als genau mit ihrem Tun und Lassen. Mit den Portugiesen und Spaniern waren sie spinnefeind. Über Nacht verbreiteten sie das bereits vergessene Gerücht, zu dem der Kapitän genannten Schiffes in so unheilvoller und verantwortungsloser Weise Zuflucht genommen hatte, und unterschoben den Spaniern Eroberungsabsichten. Gleichzeitig wurden die Japaner gewahr, daß Christentum und Handel zwei verschiedene Begriffe waren. Den Holländern kam es einzig auf die letzte Sache an, während die

spanischen Niederlassungen gleichbedeutend mit den christlichen Gemeinden schienen. War man also die Spanier los, so hatte die Frage des christlichen Bekenntnisses ihre Erledigung gefunden, anderseits konnte der Handel mit den Holländern ebensogut weiterbetrieben werden.

Der unselige Glaubensstreit und der Dreißigjährige Krieg warfen ihre Schatten bis in den Fernen Osten. Engländer — die ersten ihres Stammes in Japan — berichteten von der Ausweisung der Jesuiten aus verschiedenen europäischen Ländern. Die Regierung schickte Spione nach Europa und ließ sich diese Nachrichten bestätigen. Die Ankunft spanischer Truppen auf Manila und die anschließende Niedermetzelung zahlloser Chinesen durch eben diese christlichen Völker beschleunigten die Entwicklung. Das erste Edikt gegen das Christentum kam heraus, adelige Christen wurden vom Hofe verbannt, den Fürsten wurde die Annahme des Glaubens verboten.

Die junge japanische Kirche ließ sich von allen Ereignissen nicht einschüchtern, selbst die hoffnungslosen Nachrichten aus Europa nahmen ihr den Mut und die Glaubenstreue nicht. Sie war gewillt, auf ihrem Posten auszuhalten, komme, was da wolle, und forderte die Gläubigen auf, sich eher kreuzigen zu lassen als Christus zu verleugnen.

Die japanische Kirche verleugnete Christus nicht. Die Priester wurden verbannt — einerlei, ob Japaner oder Ausländer. Die Kirchen wurden zerstört. Tausende Christen wurden aus dem Lande gewiesen. Wer dem Glauben nicht absagte, wurde gütig zu überreden versucht. Als das nichts

nutzte, enthauptet oder auch gekreuzigt. Doch je mehr Christen den Martyrertod starben, um so mehr Japaner ließen sich taufen. Dieses Beispiel zeugt für die Größe der christlichen Religion. Wo einer fiel, standen zwei andere für ihn auf — oder auch zehn.

Die Maßnahmen hatten das Gegenteil erreicht. Man schritt zur letzten und grausamsten Gewalt. Furchtbare Strafen wurden angedroht. Die Zahl der Überläufer aber war verschwindend gering. Mütter gingen mit ihren Kindern auf dem Arm furchtlos ins Feuer. 200 000 Christen starben den Heldentod. In einer einzigen Stadt allein 40 000. Da brach unter den Christen eine Revolution aus. Sie leisteten gegen die Unterdrückung letzten Widerstand. 40 000 zogen sich in eine Festung zurück, wurden belagert, zuletzt besiegt und bis auf den letzten Säugling niedergemacht. Die Holländer dürfen sich die zweifelhafte Ehre zuschreiben, durch ihre Kanonen an der Niederschlagung des Aufstandes in „hervorragender" Weise beteiligt gewesen zu sein. Zum Dank wurde ihnen die alleinige Handelserlaubnis erteilt — zusammen mit den Chinesen. Spanier und Portugiesen wurden des Landes verwiesen.

Man sollte meinen, dies sei ein unrühmliches Ende der kühnen Arbeit Franz Xavers gewesen, und es sah auch lange Zeit nicht anders aus. Welches Raunen lief jedoch um den Erdball, als Mitte des 19. Jahrhunderts diese Sperre aufgehoben wurde und eine christliche Gemeinde in der Nähe von Nagasaki entdeckt wurde, die ihren Glauben zweihundert Jahre lang in einer Welt von Gegnern bewahrt hatte.

Ohne Priester hatte sie das christliche Glaubensgut von Generation zu Generation weitergetragen. Die Spur des Heiligen war nicht verweht. Eine einzige lebendige Zelle war übriggeblieben, und keine Gewalt konnte ihr etwas anhaben.

Franz Xaver gebührt übrigens der Ruhm, durch seine Tätigkeit zum ersten Mal westliche und östliche Kultur zu einer fruchtbaren Verbindung zusammengeführt zu haben. Unter den ersten Japanern, die nach Europa reisten, waren vier Prinzen, die der Fürst von Kiushiu nach Rom sandte. Ihre Briefe sind in der Vatikanischen Bibliothek aufbewahrt. Die Gesandten benötigten für die Strecke Japan—Rom drei volle Jahre. Sie reisten über Mexiko und Spanien. Heute schafft es der Transsibirische Expreß in 14 Tagen, das Schiff über China, Indien, Suez in 30 Tagen.

Dies alles bedachte ich in Kagoshima. Heute steht an der Stelle der ersten Kirche eine neue christliche Kirche. Sie ist allerdings klein. Aber über dem Eingang heißt es in japanischer Schrift: Diese Kirche ist gegründet vom heiligen Franziskus Xaverius im Jahre 1549.

Vor vierhundert Jahren....

Der Fußboden im Innern der Kirche ist mit Strohmatten belegt. Bänke gibt es nicht. Die Gläubigen knieen in japanischer Weise auf dem Boden. Die Mütter tragen ihre Kinder auf dem Rücken und kommen mit ihnen zum Gottesdienst. Vor dem Eingang ziehen sie ihre Gedas aus, ebenso lassen sie Mäntel und Schirme zurück. In ihren wunderschönen Kimonos und dem kurzen weißen Schleier, den sie über Kopf und Schultern werfen, ähneln sie den bibli-

schen Frauen, die wir aus der Heiligen Schrift kennen. Schon äußerlich ist es ein schönes Bild.

Einstmals stand an der gleichen Stelle ein Mann aus Navarra. Seine Saat ist herrlich aufgegangen.

Sechstes Kapitel

Insulaner

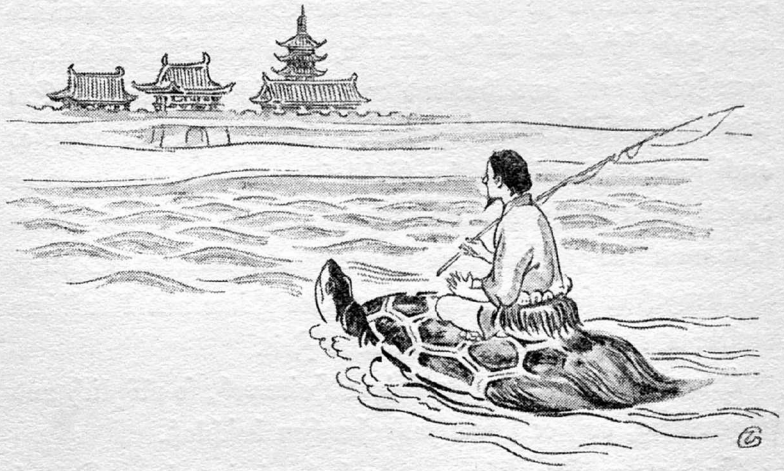
Die See zwischen dem japanischen Festland und der Insel Formosa ist ein gefürchtetes Sturmgebiet. Wir hatten glücklicherweise den letzten und neuesten Taifun an uns vorüberziehen lassen. Jetzt lag das Meer still und ruhig vor uns, ein leichter Wind trieb unser Schiff in sanfter Fahrt durch die Wellen.

Diese lange Strecke wird überbrückt durch eine Unzahl kleiner und größerer Inseln, der Ryu-Kyu-Inselgruppe. Sie ist von außerordentlicher Schönheit. Ich stand an der Reling und sah hinüber. Ein Eiland nach dem andern zog an uns vorbei. Eine Sage nach der andern. Die Ryu-Kyu-Inseln leben mit einem großen Märchenschatz in unserem Volke. Eines der schönsten Märchen muß ich euch erzählen:

Es war einmal ein Fischer, mit Namen Urashima Taro. Sein Weg führte ihn immer am Meeresstrand entlang. Eines Tages bemerkte er eine Schar Kinder, die eine junge Schildkröte am Boden hielten und mit ihr spielten. Die Kinder hatten ihre Freude daran, die junge Schildkröte aber versuchte ins Meer zu fliehen. Es war ihr nicht gelungen. Urashima sah sie und hatte Mitleid mit dem Tier. Er eilte

zu den Kindern und kaufte die Schildkröte gegen eine kleine Entschädigung ab. Darauf setzte er sie zum größten Erstaunen der Kinder ins Meer zurück. Im Nu war das Tier verschwunden, und Urashima ging seines Weges.

Ein paar Tage später fuhr Urashima in seinem Boot aufs Meer. Er wollte seiner Arbeit nachgehen, als plötzlich



eine große Schildkröte direkt auf ihn zuschwamm. Urashima blickte verwundert zu ihr hin.

Sie sagte: „Urashima, ich danke dir recht schön, daß du meinen Jungen kürzlich gerettet hast. Ich möchte mich dir erkenntlich zeigen. Wenn du willst, so setze dich auf meinen Rücken, und ich trage dich auf den Grund des Meeres ins Schloß der Seekönigin, das noch keines Menschen Auge gesehen hat."

Urashima war hocherfreut. Sehr gerne wollte er das Schloß der Seekönigin sehen. Mutig stieg er aus dem Boot,

ließ alle Habe zurück und setzte sich froh der Schildkröte auf den Rücken. Die Schildkröte rauschte mit ihm tief ins Meer hinab. Schließlich gelangte sie mit ihrer Menschenlast zum Schloß der Seekönigin.

Die Seekönigin hatte von der Tat Urashimas gehört und freute sich über seine Ankunft sehr. Sie hieß Oto Hime. Täglich brachte sie ihm auserlesene Speisen und Getränke und gab sich eine riesige Mühe, ihm den Aufenthalt so genußreich und unterhaltend wie möglich zu machen. Sie wünschte Urashima recht lange zu behalten. Dem gefiel es auch ganz ausgezeichnet im Schloß der Seekönigin, und er dachte nicht mehr daran, daß auf dem Meer sein Boot schwamm und zu Hause die Eltern ihn erwarteten. Schließlich vergaß er sein früheres Leben. Oto Hime und Urashima verlebten eine lange und glückliche Zeit.

Eines Tages erfaßte Urashima Heimweh, so plötzlich und so gewaltig, daß er sofort aufzubrechen beschloß.

Er sagte zu Oto Hime: „Du hast mir in deinem Schloß sehr viel Gutes erwiesen, und ich möchte dir dafür von Herzen danken. Aber ich habe hier so lange geweilt, vielleicht zu lange, und ich möchte nach Hause zurückkehren. Bitte, entlasse mich wieder.“ Oto Hime erwiderte traurig: „Gegen deinen Wunsch kann ich dich nicht hier behalten, aber dein Abschied bereitet mir tiefen Schmerz. Zum Andenken an mich schenke ich dir dieses Edelsteinkästchen. Was jedoch immer geschehen mag: niemals darfst du den Deckel des Kästchens öffnen.“

Und sie reichte ihm ein funkelndes Geschenk. Urashima

dankte ihr bewegt und nahm das Geschenk in die Hände. Schon schwamm die Schildkröte heran, wieder bestieg er ihren Rücken und wurde durch die weiten Räume des Meeres zur Oberfläche getragen. Von seinem Boot fand er keine Spur. Er ging nach Hause. Wie er an die Stelle kam, wo sein Haus gestanden hatte, erschrak er sehr, denn die Stelle war leer. Auch das ganze Dorf war anders, als er es verlassen hatte. Fremde Leute schauten ihn mißtrauisch an. Sie waren ihm alle unbekannt. Er fragte nach seinen Eltern. Ach, die waren längst gestorben, und auch alle seine Bekannten lebten nicht mehr.

Urashima wurde sehr traurig. Er hatte sich so sehr auf ein Wiedersehen gefreut. Nun war er allein, und eine tiefe Niedergeschlagenheit ergriff ihn. Er vergaß, was Oto Hime gesagt hatte, und öffnete das Edelsteinkästchen. Kaum hatte er es aufgemacht, so stieg daraus ein weißes Wölkchen empor, und Urashima hatte sich im Augenblick in einen uralten Mann mit schneeweißen Haaren verwandelt. Zu lange war er im Schloß der Seekönigin geblieben. Nun war sein Leben vorbei.

Das ist das Märchen von Urashima. Ich blickte ins tiefblaue und durchsichtige Wasser und dachte an das Schloß der Seekönigin. Die Sonnenstrahlen brachen sich in den Fluten und erweckten die Illusion von schimmernden Schloßfenstern und weiten Mauern. Unendlich tief reichte der Palast der Seekönigin hinab, und ich verspürte ein ähnliches Verlangen wie der Fischer Urashima, diese Herrlichkeiten mit eigenen Augen sehen zu dürfen. Aber so sehr ich auf

eine große Schildkröte wartete, ich bemerkte keine, und das innige Verlangen meines abenteuerhungrigen Herzens verhallte ungehört in dem weiten Raum, den unser Schiff mit prallen Segeln durchfuhr.

Taneo Hatsumata, unser Kapitän, sah schon lange zu den Inseln hinüber. Jetzt hielt er auf eine größere Insel zu. Wir hatten Zeit und konnten es uns leisten, die Insulaner zu besuchen, denen ein solches Ereignis nicht oft gegönnt ist. Selten schwenken Schiffe in diesen Gewässern von ihrem Kurs ab. Meist heult ein wilder Sturm und wirft die Fluten haushoch zum Urwald hinauf. Heute lagen die Inseln ruhig und friedlich vor uns, wiederum ein Bild, welches dem Paradiese alle Ehre gemacht hätte. Wir hatten nun einmal Vorliebe für derartige Plätze.

Der Kapitän überwachte das Manöver mit Luchsaugen, denn es gibt viele Korallenriffe, teils über dem Wasser, teils darunter. Die Letzteren haben die üble Gewohnheit, Schiffe geduldig an sich herankommen zu lassen und mit plötzlichem Plumps aufzuspießen. Wir dachten nicht daran, sobald unser Leben an ein Korallenriff zu hängen, und waren auf der Hut. Taneo Hatsumata war in seinem richtigen Element. Diese Manöver waren für einen alten Haudegen wie ihn kostbare Augenblicke.

Die ganze Insel ist im Laufe der Zeit aus solchen Korallenbänken entstanden. Seetang und Erde haben die Decke verkrustet und einer Anzahl Menschen die Möglichkeit gegeben, ein (für Fremde) immer vergnügliches Leben zu führen. Wir erkannten den Ursprung des Eilands gleich an

dem ſchwachen Pflanzenwuchs, den wenigen Bäumen und der niedrigen Landſchaft.

Wir gingen ins Dorf und gedachten die Einwohner durch unſer plötzliches Erſcheinen zu erfreuen. Sie ſind faſt völlig von jeder Kultur abgeſchnitten und leben einſam und allein. Die Inſulaner waren ſehr vergnügt und zeigten uns zwei ihrer berühmteſten Künſte.

Die eine Kunſt iſt das ſogenannte Karate, die andere eine beſondere Art von Muſik und Geſang.

Einige Mädchen trugen ſolche Geſänge vor, die ſie mit Schamiſen begleiteten. Die Schamiſe ähnelt der deutſchen Guitarre, nur iſt der Hals länger und die Schall-Kiſte kleiner. Über das Tonloch des Schallkaſtens iſt Schlangenhaut geſpannt, immerhin nicht die ſchlechteſte Verwendung für dieſe Reptilien, mit deren Anweſenheit die Bewohner dieſer Inſeln in beſonderem Maße beglückt ſind. Über den Hals der Schamiſe ſind drei ſtarke Saiten geſpannt.

Die Lieder waren ſeltſam melancholiſch, eine Folge der tiefen Abgeſchloſſenheit dieſer Menſchen. Sie leben — wie ich ſchon ſagte — ſehr einſam und können ſich kaum jemandem mitteilen. Nur ein- oder zweimal in der Woche kommt ein Poſtdampfer herüber, der in der Regel ſtets dieſelben Menſchen an Bord hat, Leute, die ſich wahrſcheinlich nicht ſonderlich für dieſe ergreifenden Geſänge intereſſieren. Die Worte verſtanden wir nicht. Die Inſulaner ſprechen einen Dialekt, der ein Mittelding zwiſchen Japaniſch und Chineſiſch iſt. Dadurch fühlten wir uns ſchon in der Fremde und

zogen uns nachdenklich auf das Schiff zurück, die seltsamen Töne in Ohr und Sinn.

Beinahe hätte ich vergessen, das Karate zu erwähnen. Karate heißt wörtlich „China-Hand", worunter man sich genau so wenig vorstellen kann. Es stellt eine Art von Selbstverteidigung dar, vielleicht die beste, die es gibt.

Karate wurde uns gezeigt. Ein nur mit einem Hemd bekleideter Junge stellte sich vor uns auf. In der Hand hielt er ein zwei Zentimeter dickes Brett. Er ballte die Faust, hieb kräftig zu, und siehe da, das Brett brach mitten entzwei. Wir bestaunten diese merkwürdige Leistung gebührend. Diese Faustschlag-Kampfart ist hier sehr verbreitet. Männer und Frauen sind darin geübt. Es war in frühen Zeiten, als Seeräuber öfter und erfolgreicher die Inseln heimsuchten, die einzige Waffe, eine sehr gefürchtete Waffe. Ein derartiger Faustschlag bricht einem menschlichen Körper sämtliche Knochen entzwei, eine Übung, die man allerdings nur im Ernstfall anzuwenden pflegt. Karate wird auch in Japan neuerdings gelehrt, ähnlich wie Jiu-Jitsu, die weltberühmte japanische Selbstverteidigung. Jiu-Jitsu ist Pflichtfach an sämtlichen Mittelschulen. Es gibt kaum einen japanischen Mittelschüler, der nicht mehrere Male in seinem Schülerdasein mit ausgerenktem oder gebrochenem Arm nach Hause kommt. Wir haben geschickte Knocheneinrenker, Honetsugi, die diese „Trainingsfolgen" rasch beseitigen.

Wir zogen uns also auf unser Schiff zurück. Das Karate hatte uns noch nachdenklicher gemacht. Was stand zu erwarten, wenn auch diese Übung Pflichtfach würde?

Vorerst versuchten wir uns untereinander. Takagi, ein lustiger und verwegener Kamerad, brachte aus irgend einem Schiffsteil ein Brett und behauptete, Karate zu können, sogar mit Hemd und Hose bekleidet. Wir stellten uns um ihn. Er ballte die Faust, schlug zu und schrie schmerzvoll auf. Das Brett zeigte keine Spuren einer Veränderung, nur Takagis Hand war aufgesprungen. Weitere Übungen fanden an diesem Abend nicht statt.

Siebtes Kapitel

Das Paradies der Seeräuber

Unser Funker meldete die bevorstehende Ankunft nach Kiirun, dem nördlichsten Hafen der Insel Formosa. Diese Nachricht mußte dort mit Windeseile bekannt geworden sein, denn bevor wir noch in Sicht kamen, funkte man zurück, alles sei zum Empfang bereit. Eine höchst erfreuliche Mitteilung, wie jeder zugestehen muß.

Um die Mittagszeit kamen wir an und fuhren mit Breitseite zum Hafenkai. Die Besatzungen der ankernden Schiffe begrüßten uns aufrichtig und herzlich. Viele winkten mit dem Taschentuch, andere mit ihren Servietten, wonach zu schließen sie Hals über Kopf das Mittagessen stehen gelassen haben mußten, um uns zu besichtigen. Kleine Kinder winkten mit ihren Ärmchen aus Schiffsbullaugen — offenbar Seemannskinder — und schrieen zu unserer Mascot hinauf, die sich in der Nähe des Kapitäns postiert hatte und genau so große Augen machte wie wir selbst. Eine kluge,

höchst begabte Katze, die Sinn für Situationen hatte und sich stets gebührend anzupassen trachtete. Oft mit mehr Würde und — vor allem Erfolg — als wir, die eigentlichen „Helden" des Schauspiels.

Unter dem Befehl Taneo Hatsumatas rasselten die Anker ins Wasser. Trossen wurden an Land geworfen und festgemacht. Wir waren gelandet und schritten über einen wippenden, schmalen Laufsteg heroisch und bedeutungsvoll ans Ufer. Alle Mann, mit Ausnahme der Diensttuenden. Die Seescouts-Abteilung von Kiirun war angetreten und empfing uns mit einem dreimaligen Hurra. Mit dieser bei der Bevölkerung bereits beliebten Truppe an der Spitze zogen wir durch die Stadt und sangen mehrere Male hintereinander unser Seelied, welches auch die Seescouts von Kiirun kannten.

Die Ankunft hatte sich in der Tat herumgesprochen. Unsere Abfahrt aus dem Hafen von Shinagawa hatte in den Zeitungen gestanden und war — allem Anschein nach — auch gelesen worden. Die hiesigen Blätter hießen uns in einem schwungvollen Bericht willkommen und wiesen auf die Bedeutung unserer Expedition hin. Uns mochte es recht sein. Die Leute kamen auf die Straße und riefen uns zu. Fahnen wurden herausgehängt, soweit welche vorhanden waren, und als wir zum Hafen hinunterkamen, herrschte allenthalben große Begeisterung über unser Erscheinen. Fliegende Händler bauten im Angesicht der Wanimaru ihre Buden und stapelten eine reizvolle Menge mehr oder weniger verführerischer Leckerbissen vor uns auf: tropische Früchte —

hier waren wir also in den berüchtigten und ungeheuer interessanten Tropen! — Kokosnüsse, Kiiruner Spezialitäten, „Alaska-Eis". Die Dämmerung brach herein und die Händler beleuchteten ihr Geschäft mit bunten Laternen, um die sie selbst höchstgewichtig wie Glühwürmchen schwirrten, ein Getue und Gehabe an den Tag bzw. den Abend legend, das sie in dieser höchst mysteriösen und geheimnis-umwitterten Beleuchtung von Minute zu Minute erhabener und großartiger erscheinen ließ.

Unsere Ansicht, diese Wichtigtuerei sei uns zu Ehren veranlaßt worden, wurde bald eines Besseren belehrt, denn immer mehr Bürger dieser braven Stadt kamen ans Ufer, um sich von der mörderischen Hitze des Tages zu erholen. Das Nachtleben tropischer Orte ist fast wichtiger als das Tagleben, aus begreiflichen Gründen. Tagsüber ist die Luft trocken und schwül. Man sucht die kühlsten erreichbaren Räumlichkeiten in den Häusern auf, um ein halbwegs erträgliches Leben führen zu können. Der Abend und ein Teil der Nacht gehören der Bewegung und Erholung am Meeresgestade, wo sich eine angenehme und erfrischende Brise breitmacht. Eigentlich hätten die Leute uns in Ruhe lassen sollen. Sie dachten nicht daran, sondern ließen sich von den vier Scouts der Bordwache alles Wesentliche und Unwesentliche des Schiffes zeigen. Dies war uns keine Überraschung und wir hatten auch damit gerechnet. Der Abend war nichtsdestoweniger schön und wir verbrachten ihn in angenehmem Geplauder mit unsern Kiiruner Freunden, unter denen sehr nette Kerle waren. Gegen zwei Uhr in der

Nacht verließen uns die letzten Gäste. Die Schiffswache bezog ihre einsamen Posten. Laßt mich darüber ein Wort sagen. Tag und Nacht, auf See und in den Häfen standen vier Scouts auf Wache, eine Angewohnheit, die wir nicht aus Scherz eingerichtet hatten, sondern die neben nützlicher Bewachung des Schiffes auch eine starke und schöne Aufgabe als Erziehung zu Ordnung und Genauigkeit erfüllte. Mitunter war es nicht leicht, diesen einfach scheinenden Dienst zu leisten, zumal des Nachts, wenn Schlaf bleiern auf die Lider drückte und der ganze Körper sich nach wohligem Ausruhen sehnte. Einsam stand der Posten am Bug. Über ihm knatterte das Gestänge der Segel und Rahen. Ächzen und Stöhnen schien aus dem Himmelsraum zu stoßen, der — nach dem Glauben jedes besseren Seemanns — belebt ist mit Geistern und Nymphen aller Art, mit Gespenstern und Klabautermännern, die immer hinter einem zu stehen scheinen, aber nie hinter einem stehen. Sie narren und trauern, sie schreien und weinen, sie flüstern und sprechen — es ist unheimlich. Der Mond und das Heer der Sterne wirft seine Lichter über die unabsehbaren Fluten, über die zu manchen Stunden ein geheimnisvolles Leuchten fließt, die Spukbahn besagter Geister oder aber — und das mit mehr Wahrscheinlichkeit — eine Erscheinung, die durch bestimmte tropische Fische hervorgerufen wird. Leider kenne ich zu wenig davon, um mich hier vor euch über diese sehr interessante Tatsache näher verbreiten zu können.

Aber die Nächte haben ihre Schönheiten, ganz gewiß, und man ist nicht immer sterbensmüde, nein. Dann genießt

man ganz allein die prächtige Stille, die mit Geheimnissen zum Bersten gefüllte Nacht. Die See plätschert leise an die Bootswand. Es wird einem unsagbar weh ums Herz, und man lenkt seine Sinne ins All, das im Schutze des Dunkels auf Hörweite herangekommen scheint, ja, man fühlt sich mitten drin, was am Tag selten der Fall ist in all dem Lärm und Gerede und der vielseitigen und hastigen Arbeit.

Die Romantik dieser Nächte wurde natürlich abgelöst von weniger romantischen, dafür um so wilderen und fürchterlicheren Finsternissen, in denen wir unsere eigene Stimme nicht zu hören vermochten und der Sturm uns die Kleider schier vom Leibe riß, genau so, wie es in guten und vielgelesenen Romanen, in denen das Leben auf See eine gewisse Rolle spielt, beschrieben ist und immer wieder beschrieben wird. Ich brauche es daher nicht zu wiederholen. In diesen Nächten sind vielerlei Handreichungen notwendig, welche die Posten gemeinsam mit dem wachhabenden Steuermann verrichten. Das Schiff ist wie ein lebendes Wesen. Man muß es immer mit großer Sorge und Liebe umgeben. Dann fühlt es sich wohl und tut seine Pflicht, manchmal sogar mehr als das.

Die erste Nacht auf Formosa näherte sich ihrem Ende. Kiirun lag in tiefem Schlaf, als wir gegen 5 Uhr an Land gingen, wo uns einige Seescouts aus der Stadt erwarteten. Sie wollten uns nach Tai-hoku, der Hauptstadt Formosas, begleiten. Diese Stadt birgt den berühmten Taiwan-Schrein des Kaiserlichen Prinzen Kitashirakawa. Ihn gedachten wir aufzusuchen.

Eine Stunde lang fuhren wir mit einer mehr interessanten als luxuriösen Bahn. Die Fahrt machte uns großen Spaß. Formosa hieß die Insel, seitdem die Portugiesen sie entdeckten. Formosa heißt „die schöne Insel", eine treffende Bezeichnung. Es ist schlechthin unmöglich, ein Bild der wundervollen, jeden Augenblick wechselnden Landschaft zu zeichnen. Wir waren mitten im Sommer. Was wir daheim in den Geschäften mit einer heimlichen und nie befriedigten Naschsucht ansahen, füllte jeden Baum und Strauch in unerschöpflichem Reichtum. Die Szenerie war von mächtigen und erheblich steilen Bergriesen gekrönt, mit vielen Seitentälern und verborgenen Schluchten, in denen nach den Aussagen redefleißiger Mitreisender kopfjagende Insulaner hausten, die von der Polizei angeblich bewacht werden. Wobei uns nicht ganz klar wurde, ob die Tätigkeit des Kopfjagens einer gewissen Kontrolle unterstand oder ob sie verboten war. Wir nahmen zu Gunsten unserer wackeren Polizei das Letztere an, was auch tatsächlich zutrifft. Diese Schluchten erregten unser besonderes Interesse.

Sodann erfuhren wir, daß der Sport auf Formosa in hoher Blüte steht. Man sollte tropische Gegenden dafür ungeeignet halten. Es war aber so. Wir bemerkten unterwegs eine Anzahl netter Anlagen, die auf ein reges Spiel schließen ließen. Takagi wäre gerne ausgestiegen und hätte sich in einem Matsch mit der dortigen Jugend versucht. Sein Plan begegnete bei unserer Führerschaft wenig Interesse.

Der Schrein Kitashirakawas, vor dem wir bald standen, erweckte in uns die Erinnerung an die wechselvolle und höchst

dramatische Geschichte Formosas und seiner späteren endgültigen Eroberung für die Japaner durch diesen Prinzen, der hier nach tapferen, kühnen Feldzügen und einer gut eingeleiteten Aufbauarbeit einer tropischen Krankheit erlag. Unter anderem hatte er die genannten Kopfjäger zurückgedrängt, die die seltsame Gepflogenheit besaßen, Köpfe japanischer Kolonisten abzuschlagen und bei ihren Götterfesten zu verwenden. Diese Huldigungen — so fromm und ernsthaft sie gemeint sein mochten (das waren sie immer) — waren eine unerträgliche Plage, der Einhalt geboten werden mußte. Der kaiserliche Prinz tat es.

Mit Formosa verbinden uns Japaner viele Erinnerungen. Soweit das Bestehen dieser Insel bekannt ist, streiften Schiffe und Dschunken der Bewohner unserer südlichen Inseln diesen letzten Punkt der langen Halbbogenkette, die wohl die Überreste eines in Urzeit versunkenen zusammenhängenden Landes darstellt.

Über die Entstehung erzählt die Sage von einigen riesigen Drachen, die in ihrer Höhle Woo-hoo-mun lebten. Eines schönen Tages verließen sie ihr Felsennest und glitten ins Meer hinunter. Es gefiel ihnen darin prächtig. Im Übermut tummelte sich eines der Ungetüme in den Grund des Meeres und nahm beim Auftauchen den ganzen Boden mit in die Höhe. Die mächtigen Zacken des Rückens verursachten die steilaufragenden Bergspitzen, die für Formosa bezeichnend sind. Mit gewaltigen Schwanzschlägen peitschten die Drachen das Ufer und rissen Kliffe und Riffe auf, die heute noch der Südseite vorgelagert sind. Es sind meines

Wissens die höchsten Meeresriffe, die man auf der Erde kennt. Jedenfalls werden sie so bezeichnet.

Das weitere Schicksal war nicht minder abenteuerlich. Wilde landeten vor Urzeiten, wahrscheinlich der Stamm der Lonkius. Sie kamen vom nordöstlichen Festland herüber. Die Chinesen erschienen wenig später. Als nächste Anwohner griffen sie oft in die wechselvolle Geschichte ein. Die dritten Besucher waren Malaien, kampftüchtige Männer aus dem Süden. Diese klugen und mutigen Seepiraten sollten bald auf Formosa und allen nördlichen Inseln eine große Rolle spielen. Sie gehören zu unsern Vorfahren. Durch Vermischung mit den übrigen Bewohnern unseres Landes haben sie viel zur Bildung des jetzigen japanischen Volkes beigetragen. Auf Formosa unterwarfen sie ohne Umschweife die Lonkius, die sich mehr und mehr in das unzugängliche Innere zurückzogen.

Die Chinesen hatten mit den Ureinwohnern Handel getrieben und kehrten einige Jahre später um. Zu ihrer großen Verwunderung fanden sie eine völlig fremde Bevölkerung vor, mit der sie sich nicht verständigen konnten. Die chinesische Flotte segelte zurück, trieb einen malaiischen Dolmetscher auf und fuhr damit erneut gegen Formosa. Der Dolmetscher verkündete die Forderung der Chinesen, sich freiwillig dem Kaiser von China zu unterwerfen und ihm, als dem Sohn des Himmels, Tribut zu zahlen. Die Malaien dachten nicht daran. Es kam zum Kampf. Sie wurden zwar geschlagen, aber nicht völlig vernichtet und auf keinen Fall unterworfen. Die Chinesen verließen die Insel wohl oder übel und nahmen

lange Zeit keinen weiteren Anteil an ihrem Schicksal. Nur Chinas Händler gingen ihrem Gewerbe nach.

Einmal kehrten die Formosaner den Spieß um und zogen räubernd an der chinesischen Küste entlang. Ihre besondere Vorliebe galt dabei seltsamerweise dem Eisen. Dieses Metall besaß für sie einen solchen Wert, daß sie ihre Speere nach jedem Abwurfe mit einer Leine zurückzogen, damit die kostbaren eisernen Spitzen dem Volksvermögen nicht entzogen wurden. Die Chinesen ließen sich diesen empfindlichen Schabernack nicht lange gefallen, sondern trieben die eisenlüsternen Formosaner auf ihre Bambusboote zurück, mit denen sie für immer verschwanden.

Jetzt waren die Chinesen wieder an der Reihe. Ihre Streifzüge brachten keine wesentliche Änderung. Eine Episode aus dieser Zeit ist erhalten. Zwischen China und Formosa liegen die Pescadores-Inseln. Dort trieb ein gefürchteter Seeräuber, namens Lin-Ta-kien sein Unwesen. Er zählte übrigens nicht wenig japanische Segler zu seiner Flotte. Eines Tages wollte es der Zufall, daß er mit den chinesischen Streitkräften zusammentraf. Der Pirat wendete seine Flotte und ging kurz entschlossen zum Angriff über. Er war kein Hasenfuß und nahm es auch gegen eine solche Streitmacht auf. Ein heftiger Kampf entbrannte. Der chinesische Admiral ließ sich zu seinem Glück nicht irre machen, sondern setzte — auf Grund seiner Übermacht — den Seeräubern kräftig zu. Nach fünfstündigem, verlustreichem Kampf ließ der Pirat plötzlich die Segel setzen und versuchte nach seinem Inselnest auf- und davonzufahren, viel-

leicht um Verstärkungen heranzuholen. Der Admiral war nicht weniger klug und hatte eine solche Wendung vorgesehen. Er ließ durch einige Schiffe die Zufahrtswege sperren. Bei Einbruch der Dämmerung erreichte der Pirat seine Festung und sah sie zu seinem nicht geringen Erstaunen abgeriegelt. Als alter Seefuchs ging er nicht in die Falle, sondern segelte auf Formosa zu, wo er einen schützenden Hafen früh genug gewann. Der Chinese kannte sich dort nicht aus und gab sich mit der restlosen Zerstörung der Inselfestung und ihrer Bewohner zufrieden. Der Pirat hatte natürlich eine Höllenwut. Jeden Insulaner, der ihm auf Formosa in die Arme lief, ließ er kurz entschlossen totschlagen. Mit dem Blute seiner Opfer bestrich er sein Schiff rot. Er fuhr an die Küste Südchinas und soll dort einen elenden Tod erlitten haben, ein Ende, das er allerdings mit Recht verdient hatte.

Nun, wir wollen nicht richten, sondern in der Aufzählung der Ereignisse fortfahren. Zumal es sich schon bei den letztgeschilderten Angelegenheiten gezeigt hatte, daß japanische Seefahrer diese Meeresstriche befuhren. In Japan tobten Bürgerkriege und Fürstenkämpfe. Viele Volksgenossen mußten außer Landes eine neue Zuflucht suchen. Sie trieben Handel und — wo es nicht anders ging — Raub und Plünderung. Besonders eine Piratenschar, welche das Zeichen des Kriegsgottes Hachiman in der Fahne führte, erregte in weitem Umkreis Furcht und Schrecken. Lange Jahre trieb diese Gruppe unbehelligt ihr Unwesen an den chinesischen Küsten, bis die Chinesen auch

dieses allzu aufdringlichen Besuches satt wurden und sie vertrieben.

Ein tüchtiger Seeräuber bleibt bei seinem Geschäft wie der Schuster bei den Leisten. Die Welt war weit, die Welt war breit, und Siam bot ein lockendes, naheliegendes Betätigungsfeld für ihr unrechtmäßiges Gewerbe. Formosa wurde ihr besonderer Stützpunkt, und im heutigen Kiirun, dem Ankerplatz der Wanimaru, schlugen sie ihr Hauptquartier auf. Alle geraubten Waren sammelten sie dort in Lagerhäusern und wurden von andern Schiffen mit harmloser Miene auf den japanischen Hauptinseln verkauft. Diese einträgliche Methode machte später Schule und schien nicht nur östlichen Völkern, sondern auch den christlichen Nationen, lies Portugiesen, Holländer und Spanier, originell und nachahmenswert. Formosa blühte beträchtlich auf und hatte seine große Zeit. Es war ein goldener Begriff im Fernen Osten. Der Kaiser von China forderte zwar die japanischen Behörden auf, dem Treiben ihrer Landsleute den Garaus zu machen, doch mit keinem Erfolg. Selbst sein Verbot gegen die eigenen Landsleute und seine Drohung mit Enthauptung hinderten diese lächelnden Kinder seines Reiches wenig. Formosa blühte weiter, und selbst ehrbare Kaufleute (die es trotz allem gab), ließen sich nieder und ersetzten mit der Zeit die wilden Methoden der Seeräuber.

Mittlerweile waren europäische Handels- und Kriegsschiffe aufgetaucht, die auf jeder erreichbaren Insel die Flagge ihres Landes und Königs hißten und mit dieser Geste annektierten. Der Kaiser von Japan hörte von diesem son-

derbaren Gebaren und wurde unruhig. Mehrere Expeditionen wurden nach Formosa entsandt und beauftragt, die endgültige Herrschaft der Japaner sicherzustellen. Es gelang leider nicht ganz, und als Japan seine Grenzen dem Weltverkehr völlig verschloß, erloschen die Bemühungen ganz.

Japanische Siedler lebten auf Formosa einträchtig mit der chinesischen Bevölkerung. Seeräuber waren die rechtmäßigen Herren und hielten Ruhe, Ordnung und ihre Herrschaft aufrecht.

Die Zeit für die europäischen Mächte war gekommen. Portugiesen landeten zuerst und gaben der Insel ihren Namen. Spanier folgten. Doch beide Nationen bekundeten vorerst wenig Interesse. Sie zogen weiter. Eines Tages verschlug ein Taifun den holländischen Admiral Cornelius Houtman auf die Pescadores-Inseln. Er zögerte keinen Augenblick, wo er stand, die Fahne zu setzen, und tat dasselbe wenige Zeit darauf in Formosa. Formosa war die jüngste holländische Kolonie geworden. Über die Tätigkeit der Niederländer weiß ich nicht viel.

Von der Eroberung der Insel ist eine kleine Begebenheit erhalten und der Nachwelt überliefert worden. Ein holländisches Schiff hatte Schiffbruch erlitten. Kapitän und Mannschaft retteten sich ans Ufer. Er bat die Japaner um ein Stück Land, nicht größer, als es mit einer Ochsenhaut bedeckt werden konnte. Über diese Bescheidenheit waren die Japaner maßlos verblüfft und willigten ohne Zögern ein. Der Holländer war nicht nur schlau, sondern hatte dazu einen gehörigen Schuß Humor im Leibe. Augenblicks schnitt

er die Ochsenhaut in dünnste Streifen, mit denen er einen Raum absteckte, der für eine geräumige Siedlung ausreichte. Die Japaner waren erstaunt und sprachlos, aber gaben sich zufrieden.

Formosa entwickelte sich für die Holländer günstiger, als sie in ihren kühnsten Träumen erwartet hatten. Ungestört konnten sie mit China und Japan Handel treiben und hatten außerdem die (weniger anständige) Möglichkeit, den portugiesischen Handel zwischen Manila und China jederzeit zu unterbinden und durch kriegerische Attacken zu zerstören. Spanier und Portugiesen waren ihnen von jeher spinnefeind, und sie schädigten diese, wo immer sie es konnten. Ein Umstand, der sich furchtbar für die junge christliche Kirche in Japan auswirkte, wie wir gehört haben.

An Konflikten mit den Japanern fehlte es den Holländern nicht. Gegen ihr Versprechen erhoben sie Steuern und Abgaben. Die Japaner widersetzten sich und wären sehr gefährlich geworden, wenn nicht im letzten Augenblick ein Abkommen erzielt worden wäre. Die Unzufriedenheit wurde damit nicht aus der Welt geschafft, und Japans Söhne zogen sich mehr und mehr von der Insel zurück.

Die chinesische Bevölkerung erhob sich ebenfalls. Sie hatte weniger Glück als ihre japanischen Brüder und wurde entsetzlich massakriert. Bezeichnenderweise dank der Unterstützung von zweitausend zum Christentum bekehrten Wilden, die Holland geschickt in seine Pläne einzuspannen verstand.

Der Bruderzwist unter den europäischen Mächten wurde bald auf der Insel selbst fortgesetzt, als Spanier die Nord-

küste besetzten, Forts anlegten und die Handelsmöglichkeiten der Holländer beschnitten. Durch eine Unklugheit wurden die Spanier von den Holländern wieder vertrieben.

Doch die Tage der Holländer waren gezählt. In China war Revolution. Tataren stürmten in das Reich der Mitte und verjagten die Mingdynastie vom Thron. Flüchtlinge wanderten auf alle Inseln des Randgebietes aus. Unter diesen war der Sohn eines hohen kaiserlichen Beamten, Koxinga. Er schwor, den Rest seines Lebens der Rache an den Tataren zu widmen, und besiegte sie in manchen Schlachten. Abenteuerliche Kämpfe hatten seinem Namen Macht gegeben. Er landete auch auf Formosa und machte der mehr erfolgreichen als erfreulichen Tätigkeit der Holländer ein Ende.

Formosa war damit das Königreich Koxingas geworden. Sein Sohn Cheng Ching übernahm nach seinem Tode die Herrschaft. Nicht lange. Wiederum erschienen Chinesen und eroberten die Insel nach grausamen Metzeleien für das wiedererstarkte China. Beinahe kein Jahrzehnt verging ohne Aufstand, Unruhe, Revolution. Es läßt sich nicht aufzählen, was die Küsten Formosas im Laufe der Geschichte an blutigen Fehden aller Art und jeder Ursache zu sehen bekamen. Vor noch nicht hundert Jahren erschrak die Welt bei der Nachricht über die Mißhandlung und Ermordung von 273 britischen Staatsangehörigen. Auch den Deutschen wurde das Leben nicht leicht gemacht. Das Transportschiff Elbe der Preußischen Ostasien-Expedition wurde bei einem Besuch unversehens angegriffen. Der Kommandant des Schiffes beschloß die Zerstörung des Dorfes, dessen Einwohner zu dieser — im allgemeinen nicht gebräuchlichen — Begrüßung gegriffen hatten. Die Wilden leisteten anfänglich Widerstand, aber einige Salven aus den neuen preußischen Zündnadelgewehren jagten sie in die Flucht. Diese kriegerische Handlung preußischer Soldaten im Fernen Osten ist durch die erste kriegsmäßige Anwendung dieser Gewehre berühmt geworden.

Im Jahre 1894 kam es zum Krieg zwischen Japan und China. Er wurde bereits ein Jahr später dank den Erfolgen der japanischen Armee beendigt. Formosa und die Pescadores-Inseln kamen an Japan. Die Inbesitznahme der Insel stellt eine eigene Geschichte dar. Nacheinander wurden die einzelnen Teile der Insel erobert und unterworfen. Deutsche Kriegsschiffe schützten um diese Zeit ihre Landsleute. Die japanischen Truppen standen unter dem Oberbefehl des kaiserlichen Prinzen und Kommandeurs der Leibregimenter, Kitashirakawa. Heftige Kämpfe hatte er zu führen, da die chinesischen Befehlshaber nicht an Übergabe dachten und eine selbständige Republik ausriefen. Den ganzen Feldzug hatte er an der Seite seiner Truppen geführt und ihre Strapazen und Mühsale geteilt. Seine Gesundheit kam dabei zu Schaden. Er wurde vom malaiischen Fieber ergriffen und war rettungslos dem Tode verfallen. Sein Name ist für alle Zeiten mit der Eroberung Formosas verbunden. Die Überführung seines Leichnams nach Japan traf zeitlich mit dem Abschluß der Besitzergreifung zusammen, eine merkwürdige Tatsache.

An seinem Schrein bedachte ich dies alles.

Prinz Kitashirakawa kam übrigens im Alter von 25 Jahren nach Europa und studierte hier sieben Jahre. Die längste Zeit davon verlebte er in Deutschland, wo er auch seine militärische Ausbildung genoß. Er sprach fließend Deutsch.

Wir fuhren nach der Zeremonie zum Hafen von Kiirun zurück und bereiteten die Abreise vor. Die Scouts von Kiirun sicherten sich einige Schiffe und begleiteten uns bis zur Hafenausfahrt. Dort befindet sich eine metereologische Station. Aus dem Turmfenster schwenkte jemand ein Taschentuch. Wir nahmen seine guten Wünsche und Grüße bis weit auf die offene See hinaus wahr.

Es ging zur Südseite der Insel, nach Takao. Dabei kamen wir an einer kleinen Insel der Pescadores-Gruppe vorbei, die wir jetzt Boko-to nennen, d. h. „ferne Zauberinsel". Es war — wie die meisten Inseln hier — ein Korallenriff. Bei den häufigen Stürmen in diesem Meeresgebiet bedeutet sie einen natürlichen Zufluchtshafen für die Fischer und die japanische Flotte, denn sie liegt genau zwischen Formosa und China. Sie schaute flach und pflanzenarm aus. Beim Näherkommen bemerkten wir, daß tatsächlich kein einziger Baum auf der Insel zu sehen war. Völlig schutzlos ist sie den unbarmherzigen Strahlen der Sonne ausgesetzt. Die Insel ist wasserarm — demnach kein Wunder. Trotzdem wird sie bewohnt.

Mit Gefühlen des Mitleids blickten wir hinüber und dachten an die Jungen auf dem Eiland, die unter diesen traurigen Verhältnissen aufwachsen und vielleicht ein ganzes

Leben verbringen, ohne je einen Baum oder einen Strauch zu Gesicht bekommen zu haben.

Dankbar begrüßten wir darum Takao, an dessen Ufern wir die unnennbare Fülle tropischer Pflanzen gewahrten, und priesen den Regen, der das köstliche Gebiet benetzt und fruchtbar macht. Hier herrscht ewig Frühling und Sommer. Die herrlichsten Früchte spendet die Natur ohne jede Mühe. Ananas, Bataten, Mango, Zitronen, Orangen, Bananen liegen zum Greifen nahe vor einem. Welch ein Unterschied zwischen dem kleinen, wasserarmen und baumlosen Eiland und Takao, dem Ort fruchtbarster Entfaltung allen Lebens und Wachstums. Wir hatten die unterste Grenze des japanischen Kaiserreiches angelaufen. Die nächste Stadt bedeutete für uns schon Ausland. Ich hatte eine Menge zu tun. Vor allem sandte ich einen letzten Gruß in die Heimat und gab vom bisherigen glücklichen Verlauf der Reise Kenntnis. Telegramme nach Manila und Saigon meldeten unsere baldige Ankunft voraus. Unsere Landsleute in Takao freuten sich über den Besuch. Ihren Kindern zeigten wir in der Schule eine Reihe Lichtbilder, die zu diesem Zweck mitgenommen worden waren.

Ein Taifun hielt uns auch hier gegen unsern Willen fest. Wieder hatte uns die Warnung noch rechtzeitig erreicht. Erst am neunten Morgen der Fahrt setzten wir die Segel südwärts. Um Mitternacht sichteten wir das Licht des Leuchtturms bei Kap Nan-sha. Es leuchtet den Auswanderern zum letzten Mal, es ist das letzte Zeichen Japans. Die Heimkehrenden grüßen es als ersten Willkomm. Wir

sahen in der tiefschwarzen Nacht hinüber, als wäre dieses Licht ein Zeichen aus einer andern Welt.

Wir waren niedergeschlagen und traurig, besonders die Jüngeren unter uns. Entsetzlich allein und einsam trieben wir auf dem endlosen dunklen Meer dahin, immer weiter von der Heimat entfernt. Wir gedachten der Eltern, die in den letzten Tagen nicht gar so hell in unsern Gedanken gewesen bei all den neuen und unverhofften Eindrücken.

Wann werden wir dieses Licht wiedersehen? Der Tod lauerte uns in der Fremde auf. Wir sollten manchen Gefahren entgegensegeln.

Numata, der jüngste unter uns und erst 13 Jahre alt, konnte vor Heimweh nicht einschlafen. Wach lag er im Dunkel und streichelte unser Mascot, die Katze, die ebenfalls nachdenklich geworden war, als verstünde sie unsere Gedanken.

Das Licht verschwand bald. Unsere Gedanken wandten sich im gleichen Augenblick vorwärts, und als der Morgen anbrach, freuten wir uns zuversichtlich auf die Philippinen und die Stadt Manila, die wir in einigen Tagen forscher Fahrt zu erreichen hofften.

Achtes Kapitel

„Rühr mich nicht an!"

Wir hätten unser Unternehmen gut eine „Pilgerfahrt zu den asiatischen Inseln des Stillen Ozeans" taufen können. Auf dem Weg nach Manila passierten wir eine

Unmenge kleiner und kleinster Inseln, die auf gewöhnlichen Karten überhaupt nicht eingezeichnet sind. Die Entfernung Formosa—Manila beträgt in der Luftlinie etwa tausend Kilometer. Auf unsern Schulkarten war es nur ein winziges Stück. Von den Inseln war dort erst recht nicht die Rede. Niemals hätten wir eine Ahnung von ihrer Mannigfaltigkeit, ja überhaupt von ihrem Bestehen erhalten, wenn die Reise uns nicht daran vorbeigeführt hätte. Taneo Hatsumata wählte jedenfalls eine fabelhafte Route.

Die Einsamkeit dieser Inseln überschreitet jedes Maß. Sie ist einfach unvorstellbar. Ununterbrochen stürzen Grundwogen, die aus dem tiefsten Meeresgrund ihre Gewalt schöpfen, auf die felsigen Küsten. Haushohe Brecher überschütten die Riffe und Felsvorsprünge, sie fressen sich mit satanischer Wut in den Stein hinein und reißen Korn um Korn aus seinem Gefüge, seit Ewigkeiten her. Jeder Zipfel wird minütlich „ausgewaschen" und angegriffen. Ein grausigeres Bild von wilder Zerstörungslust läßt sich kaum denken. Es ist von einer urweltlichen Schönheit und Größe. Dumpf hallt der Brandungsdonner über das Meer, von einer Insel zur nächsten, von einem Kampfplatz zum andern.

Es gibt Gelehrte, die behaupten, vor alter Zeit habe das Ufer Asiens weit in den heutigen Stillen Ozean hineingereicht, wo jetzt diese Landskelette wild und abenteuerlich aus den Fluten ragen. Das gefräßige Meer habe in jahrtausendelangem Kampf dieses ganze Land verschlungen und herausgebrochen. Es ist eine Theorie, die bestritten wird. Wer jedoch die ungeheure Gier der Wasserkraft mit eigenen Augen sieht und mit den Ohren schaudernd vernimmt, wird den Gedanken gerne aufnehmen und glauben. Dabei hatten wir noch das günstigste Wetter, das man sich in diesem Strich denken kann. Die Schiffsbesatzungen dieser Zonen betrachten die winzige Inselgruppe mit mißtrauischen Augen. Wehe, wenn der Taifun ein Schiff erfaßt und wie ein Brett gegen die messerscharfen Felsen schleudert! Es ist eine ungeheure Grabstätte, ein einziges Memento, ohne Namen und ohne lebendes Wesen. Wind und Wasser machen sich den Rang streitig. Auch die Philippinen bestehen aus vielen Inseln. Luzon ist die größte. Wir hatten sie eines Morgens vor uns, eine dunkle Silhouette mit gigantischen, dicht bewaldeten Bergen.

Gegen vier Uhr früh warfen wir vor Manila, der Hauptstadt der Philippinen, Anker. Es war unser erster ausländischer Hafen. Nicht lange, und wir hörten das Geknatter eines Bootsmotors. Ein Kutter hielt auf uns zu. Unsere Ankunft war der Hafenpolizei gemeldet worden. Sie kontrolliert jedes einlaufende Schiff, ehe der Landgang gestattet wird. Wir hatten gefrühstückt und unsere Kabinen in Ordnung gebracht. Mascot hatte sich säuberlich geputzt. Wir sahen den kommenden Ereignissen mit Ruhe und Neugierde entgegen.

Das Motorboot legte an. Vier Offiziere in amerikanischer Uniform stiegen an Bord. Taneo Hatsumata und unser Führer begrüßten sie herzlich. Ich wurde vorgestellt und erledigte die vorgeschriebenen Formalitäten. Damals standen die Philippinen noch unter amerikanischer Ober-

hoheit. Heute tragen die Beamten vermutlich eine eigene neue Uniform, seit den Philippinen ihre Unabhängigkeit zugestanden wurde. Die Schiffspapiere waren in Ordnung, die Pässe ebenfalls. Ob wir zollpflichtige Waren mitführten? Zuletzt erhielten wir Genehmigung zur Landung. Wir sollten vorerst nur noch die Ankunft der Gesundheitspolizei abwarten. Das Boot knatterte ab.

Dann kamen die Gesundheitsbeamten. Sie machten ihre Arbeit nicht so schnell und einfach. Es begann ein großes und umfangreiches Verhör auf Deck. Der Zustand des Schiffes mußte aufs genaueste angegeben werden. Ob wir unterwegs beschädigt worden seien?

Die Passagiere wurden einzeln untersucht und gefragt. Man erkundigte sich nach den Tieren, die wir mitführten. Mascot mußte es gehört haben und sprang plötzlich mitten unter uns herum. Die Beamten lachten. An ihrem Wohlbefinden war nicht zu zweifeln. Mascot hatte ihre Sache großartig gemacht. Ihre Gesundheit wurde registriert.

Diese Prüfung geschieht aus guten Gründen. In diesen tropischen Gegenden, wo die gefährlichsten Krankheiten an der Tagesordnung sind, ist eine Übertragung im Nu geschehen und kann von unabsehbaren Folgen sein. Durch strenge Kontrollen ist es der Regierung gelungen, die furchtbaren Epidemien, die auf der Insel früher wüteten, auf ein Mindestmaß zurückzudrängen.

Plötzlich erkundigten sich die Beamten nach der Kopfzahl unserer Ratten. Wir machten verdutzte Gesichter. Natürlich gab es welche an Bord. Kein Schiff kann sich von ihrer

Anwesenheit restlos befreien. Aber wir hatten sie bislang nicht gezählt und nicht registriert. Wie peinlich! Taneo Hatsumata nannte irgend eine Zahl, die wahrscheinlich den Nagel auf den Kopf traf, denn die Beamten waren über seine prompte Auskunft höchst erfreut. Ratten sind die übelsten Krankheitsüberbringer, die man kennt. Es hängt dies mit ihren unhygienischen Gewohnheiten zusammen, die des näheren aufzuzählen hier nicht der rechte Ort ist. Auch möchte ich jede Fachsimpelei vermeiden. Ratten verlassen ein Schiff erst in höchster Gefahr. Sie sind seine treuesten Bewohner, treu, aber unbeliebt. Und das Letztere muß betont werden. Man wollte auch wissen, ob die Ratten in unsere Speisekammern eingedrungen seien und ob sie Nahrungsmittel beschädigt hätten. Wir schauten auf unsern dicken Koch. Er wurde puterrot und stammelte — ein wenig zornig und beleidigt —, er pflege nur allein in seine Kammern einzudringen. Er habe überhaupt keine Ratte an Bord gesehen. Mit dieser Auskunft waren die Kontrolleure ebenfalls zufrieden. Und sie registrierten.

Zum guten Schluß ließen sie sich in den Schiffsleib hinunterführen und begannen hier mit Blendlaternen eine genaue Nachforschung einzuleiten, die verschiedenen, nicht näher bezeichneten Lebewesen galt. Jede Kabine wurde durchsucht, jede Kammer, jeder Winkel, jedes Loch und jede Schublade. Es wurde weiter nichts Bemerkenswertes entdeckt. Das Ergebnis der behördlichen Forschungsarbeiten war höchst befriedigend. Mit einem wohlwollenden Lächeln gestatteten sie uns nun den Landgang und verließen das

Schiff. Wiederum knatterte ein Motorboot ab. Mascot miaute kräftig und gab ihrer Verwunderung über die intimen Nachforschungen fremder Menschen Ausdruck. Mascot war ein geeignetes Sprachorgan unserer geheimsten Gedanken und stieg weiter in unserer Bewunderung. Wenn wir einen Orden zu vergeben gehabt hätten, Mascot hätte ihn erhalten. Die Untersuchungen hatten uns lange hingehalten. Wir aßen kräftig. Langsam brach der Abend herein, und es lohnte sich nicht mehr, die Mannschaft auszubooten. Dämmerung legte sich auf die See. Die Sonne stieß auf die Spitze des Mount Arayat und schob sich mit Anmut und Feierlichkeit hinter seine dunkle Kappe. Ihre Strahlen wechselten von tiefem Indigoblau ins Schwarz hinüber und standen in feinem Gegensatz zu den grauen Wolken, die als dunkler Wall am Horizont lagerten und die Nacht abwarteten. Die ersten Lichter wurden am Ufer angezündet, und bald wogte ein funkelnder Kranz um die weite Bucht. Das war Manila, ein Name, bei dessen Klang wir immer aufgehorcht hatten. Die Lichter machten Gedanken an die Heimat in uns wach. Vor vier Tagen waren wir am funkelnden Leuchtturm des Kaps Nan-sha vorbeigesegelt, dem letzten Punkt japanischer Erde. Vier Tage und Nächte sahen wir nichts als Wasser und Himmel. Die glühenden Laternen Manilas zogen uns mit Macht an Land. Wir mußten uns bis zum Morgen gedulden, holten einige geflochtene Liegestühle herbei und schauten noch lange hinüber. Der kühle Nachtwind tat uns wohl. Wir sangen heimatliche Volkslieder, stille und traute Wei-

sen. Die Stunde war recht angetan dafür. Schließlich schliefen wir auf Deck ein und erwachten erst wieder, als das Tagesgestirn sich strahlend hinter dem östlichen Halbbogen der Bucht erhob; nun sahen wir etwas ganz Herrliches. Die Bergkette vor dem roten Feuerball bestand aus tätigen Vulkanen. Ihre Rauchfahnen standen gerade vor der Sonne, ein seltener und zauberhafter Anblick. Ich dachte an unsern heiligen Berg Fujijama, dem diese Vulkane ziemlich ähnlich sahen. Die Krater ragten gegen den blutigen Himmel wie eine Reihe ausgehöhlter Riesenzähne.

Wir hatten kaum das Frühstück eingenommen, da hörten wir wieder ein Motorboot herankommen. Es trug den Führer der Boyscouts von Manila an Bord. Er war gekommen, uns an Land zu holen. Ein japanischer Landsmann hatte sein großes Boot zur Verfügung gestellt, mit dessen Hilfe wir alle auf einmal an Land fahren konnten. Die kleinen Jollen der Wanimaru hätten dazu nicht ausgereicht. Der Boyscout-Führer brachte uns durch die Stadt. Mir fielen gleich die weiträumigen Häuser auf. Sie sind wie bei uns einstöckig gebaut, doch von ganz anderer Art als in Japan oder in Deutschland. Wände fehlen fast völlig. Man sieht ein Dach und herunterhängende Tücher, gegen die Windseite hohe Schutzschirme, die nach Belieben verstellt werden können. Türen und Zimmer gibt es nicht. Das Fehlen von Türen ist zweifellos manchem Jugendlichen nicht unsympathisch, sofern er die Gepflogenheit besitzt, sie mit Ausdauer und Konsequenz nie zu schließen. Dieses Problem besteht also für die Jugend von Manila nicht.

Allgemein möchte ich bemerken, daß das Haus in den Tropen eine kleinere Rolle spielt als im Norden. In Deutschland bildet der Herd den Mittelpunkt des Hauses, sofern er nicht durch technische Einrichtungen weitgehend entbehrlich gemacht wurde. Geistig ist er das Heiligtum, darum sich die Familie schart. Doch schon in meinem Vaterland, in Japan, kennen wir keinen Herd, auch keine eigentliche Feuerstelle. Wir benutzen einen großen irdenen Topf mit Holzkohlenfeuer in tiefer Asche. Dieser Feuerhafen heißt Hibadschi. Er kann von einem Zimmer ins andere getragen werden. Das Essen wird jetzt allgemein auf Gas gekocht.

In den Tropen ist der Garten wichtig. Alle Häuser in Manila hatten schöne und umfangreiche Gärten. Zwischen Garten und Haus gibt es keinen Unterschied. Außer der Regenzeit lebt man in beiden, es ist ein einziger großer Raum, und selbst unter dem Dach ist eine verwirrende Fülle von Blumen und Pflanzen. Die Natur steht überall im Mittelpunkt, während die europäischen Architekten die Natur in weitgehendem Maße ausgeschlossen haben und erst jetzt wieder beginnen, schöne Übergänge zu finden. Eine Wohnungsnot gibt es in Manila nicht. Man kommt gut ohne Haus hin.

Wir bestiegen einen modernen amerikanischen Omnibus und fuhren in die Vorstadt Welfare-Ville. Hier ist eine Anzahl Liegehäuser für leprakranke Kinder errichtet. Lepra ist unheilbar, und die Kinder sind bedauernswerte Geschöpfe. Ihnen galt unser Besuch. Sie sollten uns als erste zu sehen bekommen und sich freuen.

Im Garten des Krankenhauses weilten einige hundert Boyscouts aus Manila und Umgebung. Sie empfingen uns mit stürmischer Heiterkeit und nahmen sogleich jeden einzelnen von uns in Beschlag. Um jeden scharten sich fünf bis zehn Einheimische, und er mußte unzählige Fragen über sich ergehen lassen, die er nur zu einem kleinen Teil beantworten konnte. Es stieg ein wunderschönes Gartenfest mit Tee und Kuchen und vielen Süßigkeiten. Die Mädchen des Hauses überraschten uns mit einem kleinen Konzert, das sie uns zu Ehren einstudiert hatten. Der Besuch ausländischer Jungen war für sie ein einmaliges Erlebnis, das sie gebührend auszuschöpfen trachteten. Sie spielten gut, soweit wir das beurteilen konnten. Wir bekamen mächtig Spaß. Als wir aufbrechen mußten, waren alle ziemlich traurig, wir selber auch. Gerne wären wir bis zum Abend geblieben. Lange flatterten ihre weißen Tücher hinter uns her.

Der folgende Tag war uns freigegeben. Ich stattete der ummauerten City, dem sogenannten Intramuros-Stadtteil, einen Besuch ab. Viel hatte ich davon gehört. Die Bezeichnung Intramuros verrät den spanischen Ursprung. Jahrhundertelang waren die Philippinen in spanischem Besitz. Diese Zeit hat auf die Kultur mächtige Einwirkungen gehabt. Mit Spanisch kann man sich immer noch besser verständigen als mit Englisch, obgleich Englisch als Weltsprache überall gelehrt und anerkannt wird. Der Pasig-Strom durchschneidet die Stadt und ergießt sich ins Meer. Die alte Stadt liegt an seiner Südseite. Ihre hohen Mauern

waren uns schon vom Schiff aus aufgefallen. Ich entdeckte eine Anzahl katholischer Kirchen, Anstalten, Klöster und Schulen. Bei den Augustiner-Mönchen und auch bei den Franziskanern fand ich Malereien und Fresken aus der Zeit der japanischen Christenverfolgung. Sie interessierten mich sehr. In einer Legende ist davon die Rede, der heilige Franz von den Tränen habe die Philippinen mit dem Schwert in der Hand verteidigt, als chinesische Piraten mit einer mächtigen Flotte einen Angriff wagten. Der heilige Franz von den Tränen wird als der „seraphische Wächter von Manila" verehrt.

Die Mauern der alten Stadt sind in keinem guten Zustand. Nirgendwo wird dem Verfall gewehrt. Man sollte diese ehrwürdigen Schätze erhalten. Baugeschichtlich zeigt sie alle Stilarten, angefangen von malaiischen Bauformen bis zu modernsten Konstruktionen amerikanischer Art. Ähnlich wie in Tokio kann es vorkommen, daß plötzlich ein Schild vor einem steht mit der deutschen Aufschrift „Spezialarzt für Ohrenkrankheiten". Alle Völker haben sich ein Stelldichein gegeben.

Ich schlug den Weg zur Küste ein. Im Luneta-Park steht das Denkmal eines Mannes, der in ganz Ostasien zu großer Berühmtheit gelangte. Es ist das Denkmal des philippinischen Nationalhelden José Rizal. Was Ghandi für Indien bedeutet, gilt Rizal für diesen Archipel. Er wurde durch ein Buch berühmt. „Noli me tangere!" ist sein Titel. Er schrieb es in Brüssel, während eines Aufenthaltes in Europa. Die deutsche Übersetzung heißt „Rühr mich nicht

an!" Dies ist ein Wort aus der Schrift. Im erwähnten Werk klagt er die spanischen Herrscher seiner Insel heftig an und enthüllt freimütig alle Mißstände der Verwaltung. Rizal hatte in Madrid, Berlin und Wien studiert. Bei seiner Rückkehr auf die Philippinen war er ein berühmter Mann. Die unterdrückten Volksgenossen hatten von ihm und seinem Buch gehört. Die Behörden fürchteten und haßten ihn. Sie verleideten ihm den Aufenthalt derart, daß er nach Europa zurückkehrte und in London ein zweites, nicht minder berühmtes Buch schrieb: „El Filibustismo." Seine Sehnsucht zur Heimat war grenzenlos. Er hielt es in Europa nicht aus, reiste nach Hongkong und ließ sich dort als Arzt nieder.

Später sicherten die spanischen Behörden ihm unangefochtenen Aufenthalt auf den Philippinen zu. Er reiste augenblicklich hin — und kam in eine Falle. Es war ein übler Trick gewesen. Er wurde verhaftet und festgesetzt. Rizal kam auf die Insel Mindanao in Verbannung. Eines Tages reichte er ein Gesuch ein, als Arzt im spanischen Heer dienen zu dürfen. Man genehmigte seinen Wunsch, und er fuhr nach Spanien. In Barcelona wurde er erneut verhaftet. Auf den Philippinen war ein Aufstand ausgebrochen. Man machte ihn verantwortlich, brachte ihn auf die Philippinen zurück, wo er an der gleichen Stelle erschossen wurde, die jetzt durch sein Denkmal gekennzeichnet ist. In langen Untersuchungen hatte er sich zwar glänzend verteidigt, doch der Wille der spanischen Machthaber, ihn zu töten, stand unerschütterlich fest. Er starb für sein Vaterland. Heute sind

die Philippinen frei. Seine Lebensarbeit hat ihren Erfolg gezeitigt.

So steht das ganze Leben in Ostasien am Wendepunkt. Jahrhundertelange Entwicklungen drängen zum Abschluß.

Die Stunde des Abschieds rückte heran. Wir mußten die sonnige Bucht verlassen. Mabouhai! schrieen die Scouts und viele Kinder, als die Wanimaru langsam ins Meer hinausglitt.

Mabouhai! Hurra!

Neuntes Kapitel

Sturm

„Je. O. Ai. Ke. — Je. O. Ai. Ke. — Hier japanischer Rundfunk, Tokio: Das Trainingsschiff Wanimaru der japanischen Seescouts, welches sich bekanntlich auf einer großen Auslandsreise befindet, ist seit Tagen überfällig. Am 15. August ist der Segler in den südchinesischen Gewässern verschwunden, seitdem fehlt jede Spur. Die Wanimaru war aus Manila ausgelaufen mit Kurs auf Saigon in Indochina. Da um diese Zeit schwerste Stürme in der genannten Fahrtrichtung aufgekommen sind, wird das Schlimmste befürchtet. Obwohl das Schiff eine neuzeitliche und gute Funkanlage besitzt, antwortet es nicht." Diese Mitteilung war nicht danach angetan, der japanischen Bevölkerung und besonders unsern Eltern und Freunden Freude zu machen. Obwohl es keiner aussprach, wußte jeder, was das bedeuten konnte. Im Hauptquartier der Boyscouts

war man voll Sorge. War die Wanimaru in einen Taifun geraten, so konnte man mit ihrem Untergang rechnen. Gegen derartige Naturgewalten war der nicht besonders widerstandsfähige Schiffsleib völlig machtlos. Ein solches Ende der Expedition bedeutete für die Jugendbewegung einen schweren Schlag.

Bald darauf fand man an der Küste einer Insel nahe Formosa eine verkorkte Flasche. Man las auf einem Stück Papier die Worte SOS. Der weitere Inhalt war unlesbar, doch keiner zweifelte, daß er von Angehörigen der Wanimaru stammte. Eine Bestätigung des Gerüchtes war allerdings nicht zu erhalten. Natürlich liefen die entsprechenden wilden Gerüchte umher, die alles noch schlimmer machten, als es war, und die vor allem die Hinterbliebenen in nicht geringe Schrecken versetzten. Einige Leute scheuten sich nicht, der Wanimaru das Todesurteil zu sprechen. Sie war und blieb verschollen, und die Aufregung wuchs von Tag zu Tag.

In Saigon war man nicht minder beunruhigt. Die Gewalt der Stürme war nur zu gut bekannt, als daß man sorglos abgewartet hätte. Man gab der Wanimaru allerdings wenig Hoffnung, wenn sie einem Taifun in die Klauen geraten war. Schon seit fünf Tagen fehlte der geringste Anhaltspunkt. Was mochte in dieser Zeit alles geschehen sein.

Was war tatsächlich geschehen, seitdem wir Manila verlassen hatten?

Um Haaresbreite wäre es um uns geschehen gewesen. Der Sensenmann glaubte uns bereits in seiner Sichel. Doch das Glück war mit uns.

Wir hatten Manila kaum verlassen, als sich ein starker Südwind erhob, der uns schwer zu schaffen machte. Wir machten vier Tage lang nur geringe Fahrt, da der Wind uns entgegenblies. Schon klatschten seitliche Querschläger um den kleinen Schiffsleib, und tief ausholende Grundwogen preschten den vorwärtsdrängenden Bug hartnäckig zurück. Das Schiff mußte jeden Schrittbreit mühsam erkämpfen, ein verteufelt anstrengendes Spiel für die Wanimaru und ihre tapfere Mannschaft.

Vier Tage waren wir unterwegs, da wuchs sich der Wind zum Sturm aus. Wir wußten, was uns drohte. Heulend drang der Wind auf uns ein. Niedrige Wolken streiften die Mastspitzen. Türen knallten. Alle Elemente der Natur hatten sich gegen uns verschworen. Nun sahen wir erst, welche Gewalt in den Wassermassen verborgen ist, wenn der Sturm sie hochschaufelt und in rasender Eile über den Ozean treibt. Von allen Seiten bedrängten sie unser kleines Schiff. Wir vergaßen Vergangenheit und Zukunft und richteten alle Gedanken auf die Gegenwart, die von uns den letzten Einsatz verlangte. Unser eiserner Wille wuchs, Widerstand zu leisten und dem drohenden Verderben einen Streich zu spielen. Gewalt mußte Gewalt besiegen, unsere schwache Menschenkraft und unser mutiges Schiff mußten es zwingen. Jeder Gedanke war auf den Augenblick gerichtet, fast automatisch tat man das einzig Richtige, ohne sich später Rechenschaft geben zu können, wieso es dazu kam. Alles war schwankend und unsicher. Nirgends ein fester Halt am Horizont, der unserem Willen

Flügel verliehen hätte. Ein einziger Tanz wogte um uns, Stunde um Stunde, Tag um Tag, und wir durften ihn nicht Herr über uns werden lassen. Es war ein entsetzliches Ringen. Der Sensenmann saß uns im Nacken. Wir versuchten uns darüber hinwegzutäuschen. Es war schlechthin unmöglich.

Ich erinnere mich noch, wie Mascot sich verhielt. Sie miaute manchmal kläglich, verstummte aber sogleich, als wüßte sie, daß auch wir an uns hielten und die Nerven nicht verlieren durften. Scheu strich sie dann umher und verbarg sich im Innern des Schiffes, oder sie strich um unsere Beine und suchte ein freundliches Wort zu erhaschen.

Hören wir jetzt, was der oberste Scoutführer Hara in sein Navigations-Buch schrieb:

„Ich stand all diese Tage fast ununterbrochen auf der Kommandobrücke und spürte die wachsende Wucht des Sturmes. Am Morgen des 19. August, dem vierten Tag nach der Abfahrt aus dem Hafen von Manila, stieg das Rollen und Bäumen der Wogen bis zu 40 Grad. Wir hatten den Wind gegen uns. Dies mußte sich zu einer erheblichen Verzögerung der Fahrt auswirken. Vielleicht war es auch gut so. Mit dem Wind im Rücken wäre die Gefahr des Auflaufens auf ein Riff noch dazu gekommen. Jede funkentelegraphische Verbindung mit den Sendestationen des Festlandes war um diese Zeit bereits abgeschnitten, da der Sturm die Außenanlagen zerstört hatte. Die notwendige Reparatur konnte unter den gegebenen Umständen natürlich nicht ausgeführt werden.

Der Schiffskoch konnte seine Tätigkeit nicht fortsetzen. Wir lebten fortan von Zwieback und Wasser. Das Wasser war ohnedies durch eindringende Brecher verdorben. Zunächst hielten wir den eingeschlagenen Kurs bei, obgleich wir trotz Hilfsmotor nur sehr langsam vorwärts kamen — und manchmal überhaupt nicht, ja sogar zurückgedrängt wurden.

Ich hatte plötzlich die Idee zu filmen. Dieses Schauspiel bot bei aller Schrecknis und Gefährlichkeit ein grandioses Bild. Ich hatte mich gleich in diesen Gedanken verliebt und befahl einem der Scouts, auf die Brücke zu kommen und den Aufnahmeapparat mitzubringen. Unter Anstrengung kämpfte er sich durch den Orkan zu mir herauf. Oben angekommen, wäre er beinahe fortgerissen worden, konnte sich aber mit Mühe und Not gerade rechtzeitig anklammern. Es wehte fürchterlich! Dauernd verschlug es einem den Atem. Es gelang dem Jungen auf die Dauer nicht, dem Toben der Elemente zu widerstehen. Kurzerhand band ich ihn mit dem Apparat an einer der eisernen Stangen der Brücke fest. Selbst mir als altem, erfahrenem Seemann war es nur unter Aufbieten aller Energie möglich, die Brücke zu halten, um nicht hinuntergeschleudert zu werden. Die Vorbereitungen waren also getroffen, und ich wollte gerade einen günstigen Augenblick abwarten, als mein Blick auf das Bugspriet fiel. Es mußte sich gelockert haben, denn es schlug unter dem Druck des Sturmes fortwährend auf und ab.

Um Himmels willen! Ich sah gleich, was auf dem Spiele stand. An Filmaufnahmen war nicht mehr zu

denken. Rasch band ich den Jungen los, schickte ihn hinunter (eine Arbeit, die sehr einfach gesagt ist, aber ihre enormen Schwierigkeiten bot). Ich hielt das Bugspriet scharf im Auge. Es ist das Rückgrat des ganzen Segelwerkes. Es mußte uns auf alle Fälle gelingen, eine Sicherung irgend welcher Art zu treffen.

Auf meine Meldung kam der Kapitän und machte sich persönlich mit drei Mann der Besatzung an die Arbeit. Vorderschiff und Meer waren in diesem Gewoge fast kaum zu unterscheiden. Nur für Sekunden hob sich der Bug triefend über den Wellen. Eine einzige unglückliche Wendung, ein einziger Fehlgriff genügte, um den Betreffenden in das tobende, brandende Meer hinabzustoßen, wo ihm niemand mehr helfen konnte.

Dessen ungeachtet machten sich die vier Todesmutigen nach vorne auf, indem sie sich mit Händen und Füßen an allen möglichen Gegenständen vorarbeiteten und sicherten. Ich beobachtete mit Herzklopfen, ob sich die gefährliche und halsbrecherische Arbeit bewerkstelligen ließe. Nie in meinem Leben habe ich ein ähnliches Herzklopfen verspürt, und alle Beklemmung, die man beim Zuschauen eines Seiltänzers empfindet, ist ein Kinderspiel gegen die Sorge, die wir ausstanden. Mehr als unser Leben hing davon ab: das Gelingen unserer Aufgabe, die man uns anvertraut hatte. Eben schickten sie sich an, das Spriet mit starken Tauen an seinen alten Platz zu bringen, als ich Schiff voraus zwei haushohe, gewaltige Wogen heranstürmen sah, eine unerhörte Erscheinung, die ich in meinem Leben nie vergessen

werde. Jeden Augenblick mußten sie uns treffen, und es schien, als ob das ganze Schiff unter ihnen begraben würde.

Die vier Mann sahen es nicht, und schon stand die Gefahr über ihnen und hatte sie verschlungen. Uns blieb das Herz stehen. In furchtbarem Satz bäumte das Schiff sich auf. Ich sah nach vorn, ein Gebet auf den Lippen und kaum noch fähig, einen Gedanken zu fassen. Da tauchte das Bugspriet langsam auf und die vier Mann unserer Besatzung mit ihm. Es war ein Wunder geschehen. So unfaßbar schien uns der glückliche Ausgang dieser Situation. Die Vier hingen wie Früchte am Spriet. Das ganze Vorderschiff war über und über mit Schaum bedeckt.

Wie ich dazu kam, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls setzte ich in diesem Augenblick das Sprachrohr an den Mund und rief mit der ganzen Macht meiner Lunge dem Kapitän zu, er möge unverzüglich seinen Platz räumen und sich keiner weiteren Gefahr aussetzen. In dem Gebrüll des Orkans hörte er nichts. Meine Stimme drang kaum zwei Fuß weit. Sie war ohnmächtig im Toben und Brausen des Alls untergegangen. Himmel und Wasser schienen eins zu sein. Nirgends ein Oben und Unten. Ein einziger Sturm, ein einziges Dröhnen und Hämmern drückte von allen Seiten, von oben und unten, das Ende der Welt schien nahegekommen. In einem winzigen, aber lauten Teil meines Herzens gab ich uns verloren. Eine andere Stimme in mir wehrte sich dagegen mit der ungeheuren Lebensenergie, die den Menschen in kritischen

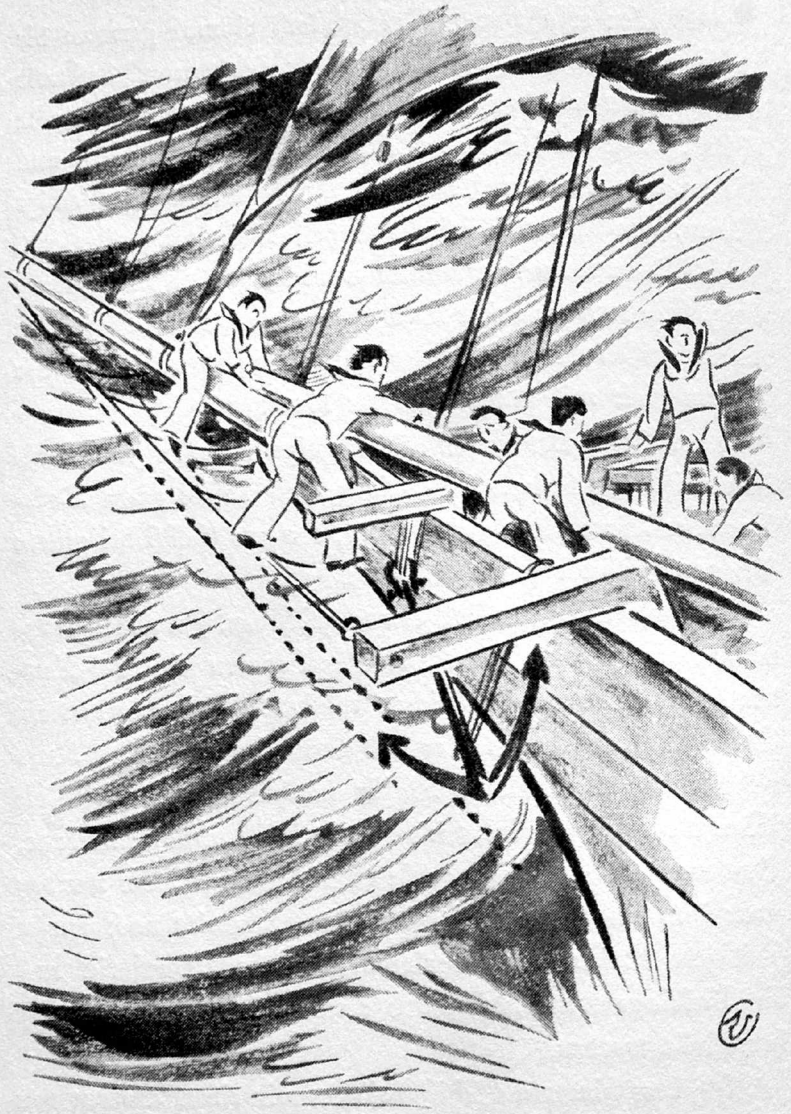
Augenblicken erfaßt und stärkt. Noch einmal gewann die Hoffnung in mir Oberhand. Ich glaubte wieder, daß wir durchkommen würden, obwohl alle Anhaltspunkte dafür fehlten. Wir mußten das Schiff durch diese Hölle führen.

Der Kapitän mußte zurück. Ich beauftragte einige Mann, ihm bei der Rückkehr zu helfen. Es ging alles gut. Zwei Mann waren verwundet worden, gottlob nur geringfügig. Sie wurden unter Deck verbunden. Wie jedoch sollte das Abreißen des Spriets verhindert werden? Denn der Sturm hielt mit unverminderter Kraft an.

Vom Bugspriet laufen alle wichtigen Trossen zur Mastbaumspitze. Es bestand die Gefahr, daß unsere ganze Takelage über Bord ging, ein Verlust, der uns (selbst bei gutem Ausgang) schwer getroffen hätte.

Es mußte auf jeden Fall etwas geschehen. Zunächst stoppten wir die Hilfsmaschine. Die Segel waren schon bei Ausbruch des Sturmes gestrichen worden. Wir wurden ein Spielball der tobenden See und vermochten auch den Kurs nicht weiter einzuhalten. Dafür machte sich anderseits die Wucht des Gegenwindes nicht mehr so lähmend bemerkbar. Das war fürs erste eine große Erleichterung. Wir wurden zwar hin- und hergeworfen und hatten bereits nach kurzer Zeit jede Orientierung verloren, aber das Bugspriet und die Takelage wurden frei und konnten jetzt leichter wieder hergestellt werden.

Auf dem hinteren Schiff besaßen wir einen Vorrat von Segelstangen und Maststücken. Daraus wählte der Kapitän ein passendes Stück Holz, und zwei Matrosen sägten es



nach seinen Anweisungen zurecht. Das schwere Stangenstück mußte nun bis zum Vorderschiff geschleppt werden, ein

schwieriges Werk! Alle verfügbaren Kräfte mußten dazu heran. Da das Verbleiben auf Deck bei der unruhigen See mit Lebensgefahr verbunden war, mußte sich jeder einen kräftigen Strick um den Leib binden und diesen irgendwo festknüpfen. Unter anfeuernden Rufen ging die Arbeit voran, zumal sich alle immer wieder losbanden und neu anseilten. Wir waren froh, als der dicke Mast glücklich am Bugspriet schräg aufgerichtet stand. Mit kräftigen Seilen banden wir den Baum mit dem Bugspriet zusammen und verstärkten auf diese Weise seine Leistungskraft. Es bedeutete zwar nur eine Notlösung, immerhin hatten wir für den Augenblick die schlimmste Gefahr abgewandt. Doch durften wir es nicht wagen, unter diesen Verhältnissen noch einmal dem Sturm die Stirne zu bieten.

Dreißig Stunden trieben wir als Spielball der Wellen herum. Keine dieser Stunden war ohne Lebensgefahr. Immer wieder mußten wir das Schlimmste befürchten. Wann würde das ein Ende nehmen?

Schließlich entschloß sich der Kapitän, den Kurs nach Süden zunächst aufzugeben und Kurs auf das asiatische Festland zu nehmen. Im Schatten des Landes ist zwar die Klippengefahr größer, aber der Sturm hat anderseits dort nicht mehr die fürchterliche Macht, die wir nun seit Tagen am eigenen Leibe zu spüren bekamen. Nur der Seemann weiß zu schätzen, welchen Schutz die Nähe des Landes schenkt.

Der Motor nahm seine polternde Arbeit wieder auf. Langsam stampfte das Schiff durch den unaufhörlich tobenden Sturm nach Westen. Nach Tagen, nach unzureichen-

der und äußerst primitiver Nahrung, nach Strapazen ungewöhnlicher Art sahen wir plötzlich einen schwarzen Strich in der Ferne: Land. Selbst Christoph Columbus mochte keine größere Freude erlebt haben als wir, die wir völlig erschöpft und ausgehungert, müde und ermattet waren. Der Kapitän vermochte nun auch wieder Berechnungen anzustellen. Wir befanden uns auf der Höhe von Indochina, allerdings noch weit von unserem Ziel: Saigon.

Die Gewalt des Sturmes war hier nicht mehr so groß. Wir waren seiner Hauptkraft ausgewichen und erwischten ihn nun nur noch von der Seite. Außerdem bot das Land einen guten Schutz."

Soweit das Tagebuch Hallas. Wir fuhren im Angesicht der Küste südlich und gelangten endlich am 25. August nach Saigon. Statt sechs Tage hatte die Fahrt elf Tage gedauert.

Wir atmeten auf. Und mit uns ganz Japan und unsere Freunde in Saigon. Die Feuertaufe war gründlich gewesen. Wir hatten sie mit Schneid und Tapferkeit überstanden. Mascot kam wieder auf Deck und besah sich den beträchtlichen Schaden.

Zehntes Kapitel

Noch eine gefährliche Nacht

Saigon, die Hauptstadt der französischen Kolonie Indochina, liegt nicht direkt am Meer, sondern am Saigon-Fluß. Dieser ergießt sich bei Kap St. Jacques in den Gro-

ßen Ozean, den man auch den „Stillen" nennt. Seit unserem Erlebnis sagten wir lieber „Großer Ozean". Die Stille war uns doch ein wenig unheimlich.

Wir mußten wohl oder übel den Saigon-Fluß hinauffahren. Die Stadt liegt von der Mündung 65 Kilometer entfernt, ein nettes Stück. Der Sturm war zwar stark abgeflaut, aber seine Reste genügten, um uns die Ankunft in Saigon immer wünschenswerter machen zu lassen. Hohe Brandungswellen liefen gegen die Küste an. Wir lagen mehrere Kilometer weit draußen.

Jeden Augenblick mußte ein Motorboot der Hafenpolizei kommen. So dachten wir. Aber es kam und kam kein Boot, auch nichts Ähnliches. Die See blieb wild und leer, und unsere Gemüter wurden erneut unruhig. Wir strengten unsere Augen an, es half nicht. Die Stunden verrannen, und wieder brach eine Nacht herein, die uns auf dem bewegten Meer sah, diesmal ganz gegen unsere Absicht.

Am Ufer erkannten wir Lichter. Wenigstens ein Trost in dieser Wasserwüstenei. Wir hefteten unsere Blicke sehnsüchtig darauf und gewannen die Ruhe bald wieder. Nach wie vor schoß die Wanimaru in tiefe Seitentäler hinab, um im nächsten Augenblick hoch hinausgetragen zu werden. Das Spiel machte uns jetzt keinen Spaß mehr. Wir hatten es lange genug ertragen. Die Aussicht, auch diese zweite Nacht auf See verbringen zu müssen, wurde von Stunde zu Stunde größer. Sicherlich erwarteten uns drüben die Landsleute, voll Sorge um unser langes Ausbleiben und das Fehlen jeglicher Nachricht. Was sich inzwischen in

Japan und anderswo ereignet hatte, alle Gerüchte und Zeitungsartikel kannten wir natürlich nicht. Und es war gut, daß wir es nicht wußten, denn bestimmt hätten wir mit noch größerem Verlangen auf das Boot eines Lotsen gehofft, der uns in den Schutz des Hafens bringen sollte.

Obgleich an Schlaf nicht zu denken war, schleppten wir uns todmüde von den Anstrengungen der letzten Tage in unsere Kabinen. Da lagen wir nun, in den engen und stickigen Räumen, wir, die tapfere Besatzung der Wanimaru, und waren jeden Augenblick gefaßt, aus dem Bett geschleudert zu werden. Draußen auf der Brücke hielt Taneo Hatsumata Wacht. Er mußte eine Menge Sorgfalt darauf verwenden, das Schiff von Küste und Riff fernzuhalten, die wie unheimliche Magnete auflauerten. Die Strömung war verteufelt schwierig.

Die Nacht brach herein. Einige Leute der Mannschaft erhielten den Befehl, von Zeit zu Zeit Signale zu geben und den Lotsen vom Ufer anzufordern. Gegen Mitternacht schien dieses Bemühen Erfolg zu haben, als man vom Deck die Umrisse eines Bootes sichtete, das durch die schweren Wellenkämme hindurch auf die Wanimaru zuhielt. Wieder verschwand das Boot. Allem Anschein nach war es keine Illusion. Man hatte uns gehört und schickte Hilfe. Es näherte sich unserm Schiff. Bald war es auf Rufweite herangekommen. Vorsichtig betrieben Hatsumata und der Mann im Boot das Manöver des Anlegens, im hohen Wellengang und im Dunkel der Nacht kein leichtes Unterfangen.

Punkt ein Uhr kletterte der Mann die Strickleiter hinauf. Man führte ihn zum Kapitän. Der Mann sprach,

aber keiner verstand ihn. Hatsumata ließ nach mir schicken. Ich kam und versuchte es mit Japanisch, Englisch und Französisch. Ohne Erfolg. Seine Worte schienen mir einem malaiischen Dialekt zugehörig, den ich nicht verstand. Es

war verzweifelt. Einmal kam es uns vor, als sei der Mann betrunken. Wir hatten uns vom ersten Besucher ein wenig mehr versprochen als dieses unverständliche Kauderwelsch, das ihm und uns zu schaffen machte und die Lage nicht vereinfachte. Dieses Unglück mit den verschiedenen Sprachen! Man hat es seit Anbeginn der Welt nicht ändern können — und auch jetzt nicht. Wir standen schweigend um den Fremden und hatten doch den Mund voller Fragen. Vielleicht war er selbst der Lotse. Aber auch das kam seinem Verhalten nach nicht in Betracht.

Da fand sich des Rätsels Lösung an Hand eines Zettels, den er erst jetzt aus der Tasche zog und uns reichte. Er grüßte und verließ das Schiff. Sein Boot trieb rasch ab, wie ein Blatt, das vom reißenden Bach fortgeschwemmt wird.

Ich nahm das Blatt und ging in die Kabine zum Licht, um die Schrift zu entziffern. Zu meiner größten Freude war es französisch. Gegen drei Uhr würde ein Lotse zu uns herauskommen.

An Schlaf war nicht mehr zu denken. Der Kapitän befahl, das Schiff in möglichst sauberen Zustand zu setzen und aufzuräumen. Wir wollten keinen schlechten Eindruck machen. Es sah nicht gerade einladend aus nach den Sturmtagen. Wüst und unordentlich lag das Deck vor uns, ein Schauplatz aufregender Ereignisse. Wir machten uns schleunigst an die Arbeit. Im Schiffsinnern waren Flaschen und Töpfe zerbrochen. Die Schätze unseres Kochs hatten schmerzliche Erlebnisse hinter sich. Viel Geschirr war in Bruch gegangen, Vorräte verdorben. Es gab eine Menge zu tun.

Kurz nach drei Uhr stieg der Lotse an Bord. Selten haben wir einen Menschen mit so viel Freude empfangen. Gleich nahm er den Platz am Steuerruder ein.

Viele Städte an der Küste des Großen Ozeans haben es den Schiffen zur Pflicht gemacht, einen Lotsen an Bord zu nehmen und ihm das Schiff zu überantworten. Diese Einfahrten sind für Unkundige tückisch und voll unvermuteter Hindernisse. Schiffe und Hafenanlagen würden sonst unnötigen Beschädigungen ausgesetzt, die jeder gerne vermeidet. Ohne die Hilfe des Lotsen hätten wir den engen und gewundenen Flußlauf nicht hinaufsteuern können. Bei ihm hingegen ging das mit einer Selbstverständlichkeit, die uns Vergnügen machte und eine freudige Stimmung schuf.

Welch ein Unterschied, als wir in das stille Wasser des Flusses kamen. Eben noch hatte die See uns mitspielen wollen, jetzt schien es, als zöge ein Märchenvogel in irgendein zauberhaftes Märchenreich. Die überstandenen Sorgen vergißt man schnell und gern. Froh gibt man sich dem neuen Leben hin. Wir brauchten nur vier Stunden bis zur Hauptstadt, eine unverhältnismäßig kurze Zeit für die lange Strecke. Alle Mannschaft war auf Deck. Die Flußlandschaft war reizvoll und abwechslungsreich. Die niedrigen, ins Wasser hineingebauten Häuser erregten unsere besondere Bewunderung. Sie waren von bunten Feldern tropischer Blumen umgeben und sandten einen würzigen Duft zu uns herüber. Alte zerschundene Fischerdschunken zogen unsere Blicke auf sich. Wir hätten sie am liebsten alle mitgenommen und daheim in Tokio eine Flotte abenteuerlicher Wracks gebildet

und damit manche wilde Fahrt unternommen. Dann wieder staunten wir über die Reisfelder, die unter Wasser gesetzt waren. Einwohner arbeiteten nackt darin und sahen verdutzt zu uns herüber. Diese Reisfelder ähneln den Anlagen einer Festung, denn sie sind von Wällen und Gräben durchzogen.

Wir wurden nicht müde zu schauen und uns zu verwundern. Die gute alte Fröhlichkeit war wieder eingekehrt, und die Tage der Sorge und des Unheils waren vergessen.

Saigon kam in Sicht. Ein Trompetensignal. Wir verschwanden in unsern Kabinen und legten die beste Montur an.

Elftes Kapitel

Japans gefürchtete Schwimmer

Wir kamen an. Die Anker rauschten. Die Trossen wurden zum Kai hinüber geworfen und festgemacht, der Laufsteg hinaufgeschoben. Die Menge begrüßte uns. Boyscouts riefen begeistert „Hurra". Wir gingen an Land, wie schon gewohnt und beschrieben. Unsere Uniformen standen gut. Wir hatten Sorgfalt auf das Äußere gelegt und gefielen den Einwohnern Saigons sichtlich.

Nett, daß wir endlich gekommen waren. Jeden Tag waren die Boyscouts und unsere Landsleute zum Hafen geeilt und hatten unser Schiff gesucht. Jetzt waren wir endlich da, gottlob. Alle Sorge, die sie um unsertwillen ausgestanden hatten, war überstanden und vergessen.

Die Zeitungen brachten unser Bild. Unsere Expedition fand mehr Anteilnahme, als ich erwartet hatte. Auch die heimischen Blätter, die uns nach hier geschickt worden waren, berichteten über den weiteren Verlauf der Fahrt und die Ankunft in Manila. Was würden sie erst von unserem Sturm-Erlebnis sagen und wie wäre es dem guten Berichterstatter gegangen, wenn er in Toba nicht an Land gestiegen wäre? Zweifellos freute er sich, diesen Gefahren entronnen zu sein. Sie sind eben nicht jedermanns Sache. Wir waren stadtbekannt, noch ehe wir die Straßen betreten hatten. Das lange Ausbleiben erhöhte die Sympathien, die man uns ohnehin schon entgegenbrachte.

Ich kannte Paris. Nicht wenig überraschte mich darum das Straßenleben und das Aussehen Saigons, welches einen typisch französischen Anstrich hatte. Ein Paris des Fernen Ostens, könnte ein kühner Schriftsteller behaupten. Die französische Fahne wehte auf vielen großen Gebäuden. Sie wehte keck und unternehmungslustig. Man glaubte sich in eine französische Stadt versetzt, in die Provinz, da man Seeleute im Provinz-Dialekt reden hörte. Offiziere und Mannschaften französischer Dampfer standen herum, die unentbehrliche Pfeife in den Mundwinkel gepreßt. Selbst die Zollbeamten trugen französische Uniformen. Das Bild war vollständig französisch.

Die Straßen sind annehmbar gepflastert und mit tropischen Bäumen umsäumt. Letztere spenden einen dankbar empfundenen Schatten und tragen außerdem zur Schönheit des Stadtbildes in beträchtlichem Maße bei. Auch hier sind die

Häuser mit großen, bunten Gärten umgeben. Man glaubt sich in einen großen Park versetzt. Es sind erst wenige Jahre her, da war der Name Saigon (ähnlich wie Batavia und Singapore) mit dem Gedanken an ungesundes Klima und primitive Hygiene verbunden. Das ist unterdessen anders geworden. Wir sahen ein anderes Saigon, eine moderne, arbeitsfreudige Stadt, in der wir recht gerne gewohnt hätten, wenn uns die Heimat nicht so lieb und teuer gewesen wäre. Man hat neue Straßen angelegt, die gefährlichen Sümpfe ausgetrocknet und verschiedene andere Maßnahmen getroffen.

Mir fielen besonders die zahlreichen Cafébesucher ins Auge. Ich hielt die Tropen für heiße Getränke weniger geeignet. Doch das Gegenteil scheint der Fall zu sein. Sagt man doch, daß heiße Getränke den Durst eher und mit mehr Erfolg lindern als kalte Erfrischungen.

Kaum an Land, erhielten wir die erste Einladung. Gerade zum Zeitpunkt unserer Anwesenheit war ein neues, großes Schwimmbad fertiggestellt worden. Es sollte nach altem und in allen Erdteilen geübten Brauch feierlich und würdig eingeweiht werden. Der Name „Japan" hatte es ihnen angetan. Unsere Olympiaschwimmer hatten durch ihre Leistungen die Welt aufhorchen lassen. Los Angeles und die neuen Weltrekorde waren noch in aller Munde. Man erwartete anscheinend auch von uns Wundertaten. Uns wurde angst und bange. Nicht jeder Japaner ist ein Wunderschwimmer, ebensowenig wie jeder Deutsche Rennfahrer mit einigen Weltrekorden, jeder Italiener Radfahrer mit einem Heim voll Lorbeerkränzen, jeder Amerikaner Millionär mit einer Luxusjacht ist. Los Angeles hatte es ihnen jedoch angetan. Was ließ sich daran ändern? Der Ruf unserer japanischen Schwimmer stand auf dem Spiel. Was sollte nur geschehen, wenn wir eine Schlappe erlitten? Eigentlich hätten wir uns darüber keine Gedanken machen sollen. Aber wir taten es dennoch. Besserwisser und Greuelmärchenverbreiter wollten von einigen Weltrekorden wissen, die nach bekannter Manier „fallen" würden. Die Veranstalter versprachen sich ein volles Haus, eine volle Kasse und einen guten Start ihrer Saison. Plakate kündeten in der ganzen Stadt von dem bevorstehenden Ereignis. Alle Propagandatricks, alle Superlative der reklamebetreibenden und vergnügenspendenden Industrie kamen zu ihrem wohlverdienten Recht.

Leider waren wir auf derartige Heldentaten wenig vorbereitet und alles andere als Wunderknaben. Wir versuchten das ehrende Angebot abzulehnen und hatten keinen Erfolg damit. Wir wiesen auf die Anstrengungen hin, die uns sehr müde gemacht hatten, auf die schlaflosen Nächte, die Hunger- und Dursttage, den Sturm, auf alles, was man guten Gewissens als Entschuldigung anführen konnte. Es half uns nichts. Sie wurden dadurch noch mehr angestachelt und vermuteten erst recht einige Rekordleute in unsern Reihen. Außerdem war die Reklame gestartet, und das war die Hauptsache.

Gut denn. Wir konnten zwar nichts und machten kein Hehl daraus. Wir waren nicht im Training und wußten noch nicht einmal, wer unter uns der beste Schwimmer war.

Einige unserer Jungen waren nicht so sehr abgeneigt, auf die Wettkämpfe einzugehen. Immerhin konnten wir unsere Schwimmkünste zeigen, einige Übungen, die weltberühmt sind und überall Bewunderung und Erstaunen erregen.

Wir erschienen zur angesetzten Zeit im neuerbauten Schwimmstadion. Fahnen, Guirlanden, viele Zuschauer, sehr viel Jugend und eine große Begeisterung, noch bevor irgend etwas stattgefunden hatte. Wir wurden mit Beifall begrüßt. „Die auf den Olympiaden so sehr gefürchteten Japaner..." Wir kamen. Wir zeigten einige Tauchübungen und eine Anzahl schöner Sprünge vom hochfedernden Sprungbrett, zuletzt einige Kunststücke mit japanischen Fächern. Jede Übung wurde jubelnd aufgenommen, und als wir fertig waren, klatschte man uns immer wieder heraus.

Wir hatten bis zuletzt abgelehnt, an Schwimmwettkämpfen teilzunehmen. Die Saigoner waren schlau und hatten uns wenigstens einmal ins Stadion gelockt. Jetzt richteten sie ihre Bitten erneut an uns. Das Publikum unterstützte die Bemühungen nach Kräften. Wir sträubten uns, solange es ratsam schien, und gaben endlich nach. Die Japaner würden schwimmen. Ein Raunen ging durch die vollbesetzten Ränge. Ein Lautsprecher verkündete es und kam nicht dazu, auszureden. Beifall, Beifall, Beifall. Das war überhaupt die beste Leistung des ganzen Festes. Leider gab es dafür keine Prämien.

Es begann mit 100 Meter Brust. Das Kommando erscholl, und vier Leiber tauchten ins 50-Meter-Bassin. Mit kräftigem Spurt zogen unsere Leute davon. Bis zur Wende-

marke. Da schossen die Saigoner vor und gewannen mehr und mehr Vorsprung. Es waren tüchtige Schwimmer. Der erste Kampf war von ihnen überlegen gewonnen worden. Alle Zurufe unserer Jungen, unserer Schiffsmannschaft und der Landsleute zauberten kein Wunder herbei. Ebensowenig die Fähnchen mit der aufgehenden Sonne, die wir anfeuernd schwenkten. Saigon triumphierte. Sein Mut schwoll ins Unermeßliche. Man hatte Japan geschlagen. Mit Feuereifer ging man in die nächsten Rennen.

Alle Siege gehörten ihnen. Beim 200 Meter Kraul ging der Saigoner sofort an die Spitze und schwamm sein Rennen unangefochten nach Hause. So sehr sich unsere Vertreter anstrengten, sie waren klar unterlegen. Die Folgen der Seereise und unserer Erlebnisse machten sich eindeutig bemerkbar. Die Saigoner lachten sehr und hatten einen Mordsspaß. Stolz wie die Hähne marschierten sie auf und ab und wurden nicht müde, alle Kampfphasen durchzusprechen.

Warum nicht? Unsere Niederlage stand von vornherein fest. Wir konnten ganz gut verlieren. Es tat uns nichts an. Und als echte Kerle verstanden wir uns nach dem Schwimmkampf nichtsdestoweniger gut mit den Saigonern. Die französischen und annamitischen Knaben und Mädchen umgaben uns vergnügt.

Anderntags kaufte ich die Zeitungen, um das Ergebnis des Treffens und seine Kommentierung zu lesen. Es waren lange Artikel. Wir wurden sehr gelobt. Die Saigoner wurden nicht weniger in den Himmel gehoben. Das Publi-

kum habe gerast. Soundsoviel tausend Menschen hätten den „atemraubenden" Kämpfen beigewohnt. „Ein voller Erfolg." Einige Bilder zeigten die Mannschaften und unsere Kunststücke. Zum Schluß hieß es: „Obwohl Japan bei den Olympischen Spielen hervorragend abgeschnitten hatte, folgt daraus anscheinend doch nicht, daß alle Japaner tüchtige Schwimmer sind." Wir hatten das schon vorher gewußt. Aber die Leser freuten sich bestimmt darüber. Es ist ein eigenartig Ding um eine Zeitung.

Ursprünglich war unser Aufenthalt auf wenige Tage berechnet. Saigon wurde unser längster Aufenthalt. Die Ausbesserungsarbeiten zogen sich über eine volle Woche hin. Einige erfahrene Matrosen unserer Wanimaru und ein paar Jungen halfen tatkräftig mit. Die Beschäftigung unserer eigenen Leute kostete uns fast nichts, und es ging genau so gut, als wenn wir Hafenarbeiter angestellt hätten. Außerdem ließ sich dabei lernen, ein nicht zu unterschätzender Gewinn im Gesamtplan der Reise. Auch der Chauffeur hilft sich bei Pannen am billigsten selbst. Mit ein wenig Verständnis und Fleiß kann er den Mechanikern viel absehen.

So ist es überall im Leben. Wie heißt ein deutsches Sprichwort: „Selbst ist der Mann." Ein treffliches Wort, fürwahr.

An einem der nächsten Tage packten die Saigoner Scouts uns auf einige Omnibusse und fuhren landeinwärts. Wir waren 20 Japaner und 80 Annamiten. Die Omnibusse waren vom Gouverneur von Indochina zur Verfügung gestellt worden. Eine feine Geste, für die wir auch an dieser

Stelle unsern Dank sagen wollen. Lieder wurden hin- und hergewechselt, und wir kamen dabei schnell vorwärts.

Die Saigoner führten uns nach Cholon, einer rein chinesischen Stadt. Die Chinesen sind in aller Welt zu finden. Sie sind das anspruchsloseste Volk der Erde. Es ist erstaunlich und phantastisch zugleich, mit wie wenig der Chinese zu leben versteht. Ich glaube fast, ein üppigeres Essen würde ihn aus dem Gleichgewicht bringen. Warum nicht auch uns?

Cholon hatte enge, sehr enge Straßen. Mit Volk, sehr vielem Volk. Ein bunter, ohrenbetäubender Betrieb. Der Verkauf und das Volksleben spielen sich größtenteils auf der Straße ab. Man kann hier alles erstehen. Früchte und Rasierklingen wild durcheinander und so fort. Schwarzhaarige Menschen tragen chinesische Kleider. Die Frauen stecken in weiten Hosen oder talarähnlichen, seitlich unten aufgeschlitzten Röcken. Rikscha-Männer rufen und tuten. Alles schreit durcheinander in nicht wiederzugebender Weise. Tiere, selbst Schweine tollen munter auf der Straße umher. Wir waren entsetzt über dieses Durcheinander, in dem wir es keinen Tag ausgehalten hätten.

Nochmals: Bewundernd ist ihre Selbstgenügsamkeit, Demut und Bescheidenheit. Aber liegt nicht vielleicht darin die Kraft und die Beständigkeit des chinesischen Reiches? Es ist bekannt, daß die Chinesen ihre Heimat verlassen können, ohne einen Funken Heimweh im Herzen zu verspüren. Sie ziehen einfach los. Die ganze Welt ist ihnen lieb. Irgendwo wartet ihr Glück — oder auch nicht. Ein

Plätzchen ist immer noch frei, egal, wo es sei. Es liegt anderseits in dieser Lebensanschauung eine gewisse Größe, wenn nicht Dummheit und Schlampigkeit dahinter stecken. Jahr für Jahr ziehen Tausende und aber Tausende aus den großen chinesischen Häfen Shanghai oder Hongkong hinaus in die Welt. Die Pfeife im Mundwinkel blicken sie gleichgültig auf ihre Heimat zurück, einzig bedacht, einen Ort zu finden, wo sie ihr bescheidenes Brot verdienen können.

In ungezählten und (meist) abenteuerlichen Detektiv- und Verbrecherromanen spielen Chinesen eine dankbare und stets erfolgreiche Rolle. Sie sind eigentlich unentbehrlich dazu und gehören fast zum guten Ton dieser weniger guten Literatur. Der europäische Junge lernt sie als unverbesserliche und halb idiotische Opiumraucher kennen oder als grausame Seepiraten oder als beides. Das Letzte ist stets am wirkungsvollsten. Man genügt jedem Geschmack (wie viele verdienstvolle Filme). Bei Tageslicht besehen liegen natürlich manche Verbrechen vor, und es kann auch nicht geleugnet werden, daß chinesische Dschunken die asiatischen Gewässer unsicher machten (manchmal noch machen). Aber man schüttet nach bewährter Methode das Kind mit dem Badewasser aus und macht aus dem Floh einen Elefanten. Verbrecher gibt es nicht nur in China, und Heilige hat es selbst außerhalb Europas gegeben. Besser ein Räuber mit ehrlichem und mutigem Gesicht, als die feige und nach Millionen zählende Herde von Wölfen in Schafskleidern, die sich allenthalben breit macht.

Cholon war jedenfalls interessant und aufschlußreich.

Zwölftes Kapitel

Eine aufdringliche Sandbank

Die Havarie war behoben. Wanimaru lichtete die Anker. Neue Küsten und Gestade erwarteten uns.

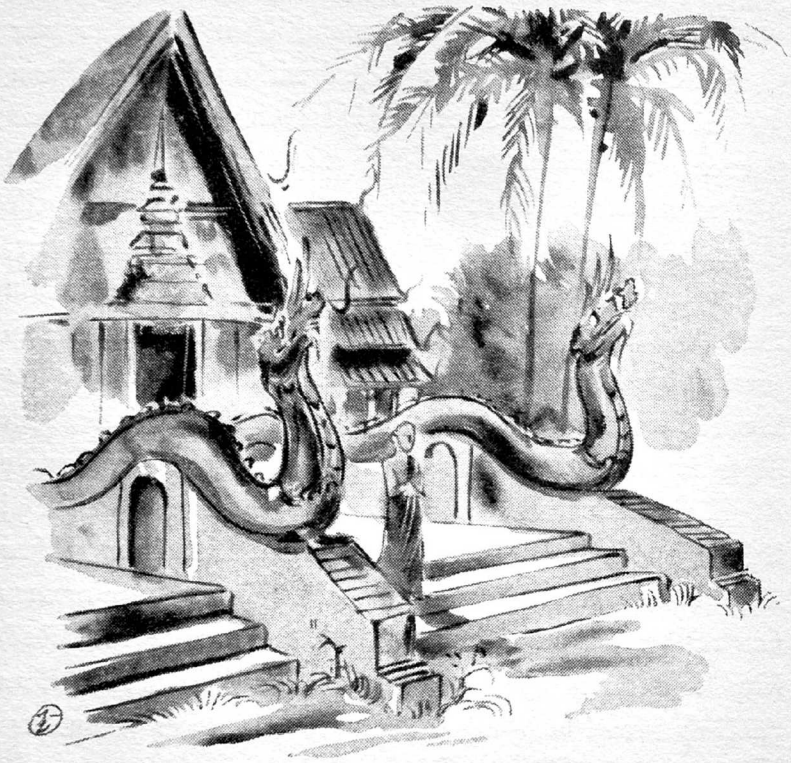
Der Abschied von unsern annamitischen Freunden war herzlich. Die Niederlage im Schwimmkampf hatte unserm Ruf nicht geschadet. Diesmal führte ein anderer Lotse das Steuer und geleitete das Schiff mit Umsicht zum Meer.

Das gewohnte Leben war eingekehrt. Wir setzten alle Segel. Der Wind war günstig und trieb uns in flotter, fröhlicher Fahrt um Indochina herum zur Siamesischen Bai und nach Bangkok, der Hauptstadt Siams. Die Saigoner Tage hatten uns wohlgetan. Wir blickten über das blaue Meer und in den lichten Himmel. Ein kapitaler Hai folgte in einigem Abstande und in Erwartung lohnender Abfälle. Beim Eintritt in die große Siamesische Bai schlug uns ein heftiger Wind entgegen. An einem solchen Kap stoßen die Wogen aus zwei Richtungen zusammen und raufen sich ein wenig. Das Kap machte uns jedoch keine besonderen Schwierigkeiten. Die Wanimaru kam glücklich vorbei und näherte sich in günstigem Wind der Mündung des Menam-Flusses.

Der Menam sollte uns eine ordentliche Nuß zu knacken geben. Schon ein Blick auf die genaue Seekarte verriet, daß er weder so breit noch so tief wie der Saigon-Fluß war. Wir mußten flußaufwärts fahren, da Bangkok viele Meilen im Innern Siams liegt. Wahrscheinlich waren wir

auf einen Lotſen angewieſen. Es konnte mit Sicherheit angenommen werden.

Bangkok wollten wir unter allen Umſtänden anlaufen. Unſer Beſuch war angeſagt. Ich hatte von Saigon aus



nochmals telegraphiert und den Ankunftstag ungefähr mitgeteilt. Die Stadt wird im allgemeinen von großen Schiffen wenig beſucht. Aber zwiſchen Japan und Siam beſtehen beſonders herzliche Beziehungen. Mit hohen Erwartungen fuhren wir dem ſagenumwobenen Land ent-

gegen und freuten uns ſchon auf die ſiameſiſchen Scouts, mit denen wir gute Kameradſchaft pflegen wollten. Auch iſt Bangkok eine der intereſſanteſten Städte der Welt.

Die Mündung des Menam erreichten wir bei Tag und hofften bis Abend Bangkok zu ſehen. Leider hatten wir die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Taneo Hatſumata nahm die Karten hervor, und wir ſtudierten die Waſſerverhältniſſe. Ohne weiteres durften wir es nicht wagen, den Fluß zu befahren. Die Flüſſe führen ſtets eine große Menge Sand von den Bergen abwärts und ſetzen dieſen mit betonter Hartnäckigkeit ausgerechnet an den Mündungen ab. Man muß immer auf Sandbänke gefaßt ſein. Gerade der Menam, den wir vor uns ſahen und deſſen ſchmutzig gelbe Fluten unſympathiſch ins Meer und auf uns zu trieben, war für dieſe Scherze unter den Seeleuten bekannt. Sandbänke verbarrikadieren die Mündungen und ſchieben ſich immer weiter ins Meer hinaus. Niemand ſieht ſie im trüben Flußwaſſer. Ständig wechſeln ſie ihre Formen und ihren Umfang. Immer bilden ſie eine gefährliche Gefahrenquelle für kleine und erſt recht für die großen Schiffe. Schon manch mächtiger Dampfer hat dabei ein ſchmähliches und ungeahntes Ende gefunden.

Auf meiner Europareiſe bemerkte ich in den Flüſſen ebenfalls Sandbänke, auf dem Rhein zum Beiſpiel. Aber ich ſah auch viele Bagger in Tätigkeit, die in ununterbrochener Arbeit das Flußbett ſauber halten und regulieren. Der Sand wird mit kleinen Eimern aus dem Waſſer geſchaufelt und als Kies verkauft. In Europa und ſeinen dichtbeſiedel-

ten Ländern geht das. Zumal die zahlreichen Industriewerke eine derartige Arbeit bezahlt machen. Keiner kann sich heute einen unregulierten Rhein vorstellen.

Im Fernen Osten ist das anders. Der Fluß greift tief in die Ufer ein, der Urwald hängt weit in den Strom hinaus. Eine klare Grenze gibt es häufig nicht. Und wo sie besteht, sind andere Schwierigkeiten. Die ungeheuren Entfernungen können unmöglich durch Baggermaschinen ständig gefahrlos und schiffbar gehalten werden. Die Kosten wären für die bescheidene Industrie untragbar. Die verhältnismäßig kleine Zahl von Handelsschiffen muß also mit den herrschenden Umständen vorlieb nehmen, die für die erste Zeit gewiß kaum eine Änderung erfahren dürften. Der Sand bleibt unberührt liegen. Die Wellen treiben ihn, und er folgt willig. Strudel und natürliche Einflüsse lassen Sandbänke entstehen. Der Ganges in Indien hat auf diese Weise dem Meer ein weites Stück abgewonnen. Erinnert euch nur an die Po-Mündung bei Venedig. Dort schieben sich die Sandmassen ebenfalls mehr und mehr in die See vor und haben Orte, die früher am Ufer lagen, ins Land zurückverlegt.

So hat alles seine zwei Seiten, eine nützliche und eine weniger angenehme. Die Kapitäne heben die Letzte hervor, und es ist ihnen nicht zu verdenken. Sie sehen in Sandbänken das Werk des Klabautermanns, eine unnötige Falle, der sie am liebsten mit Schießprügeln zu Leibe gingen, wenn es nur den geringsten Erfolg hätte. Zum Pech sind diese Gebilde unwahrscheinlich träge und empfindungslos.

Die Seekarte wies auf diese Gefahren hin. Taneo Hatsumata runzelte die Stirn. Diese schleimigen Geschichten waren nicht nach seinem Sinn. Die Untiefen waren auf der Karte haargenau angegeben. Aber danach kann man sich nicht richten, solange es hier keine „Tageskarten" gibt, und so weit wird es vermutlich nie kommen.

Auf der Karte war außerdem die Lotsenwohnung angegeben, ein weißes Bootshaus, etwa drei Meilen vom Land entfernt. Wir nahmen die Gläser an die Augen und suchten die ganze Bucht ab. Das Wasser wurde immer schmutziger und unheimlicher. Ungern fährt man mit einem sauberen weißen Schiff in diese Brühe, die sich zudem noch heuchlerisch über die Sandbänke legt und sie verdeckt. Wir bemerkten mit dem Feldstecher ein altes Schiffswrack, das ziemlich übel mitgenommen worden war. Ihm schenkten wir wenig Aufmerksamkeit. In gleicher Linie, doch dem Ufer näher, sahen wir ein kleines schwimmendes Häuschen, das weiß angestrichen war. Dies mußte die Lotsenwohnung sein, dachten wir, und der Steuermann hielt darauf zu. Der Lotse würde uns kommen sehen und sicher bald entgegenfahren, erst recht, wenn wir uns einer gefährlichen Stelle zuwandten. Ihn selbst bemerkten wir nicht. Die Küste schien unbewohnt. Sie war flach und dicht bewaldet. Kein Mensch weit und breit, kein Laut als der plätschernde Ton der Wellen, die an den Schiffsleib schlugen.

Der Lotse konnte jeden Augenblick kommen. Ich ging in meine Kabine und suchte die Schiffspapiere zusammen und unsere Pässe. Die Stunde, wo ich meine diplomatischen

Fähigkeiten unter Beweis zu stellen hatte, war wieder einmal da. Sie wurde jäh unterbrochen durch einen furchtbaren Ruck. Mein Stuhl machte mehrere Sprünge. Ich flog gegen die Wand und hielt meinen Kopf fest. Die Papiere lagen im Zimmer verstreut umher. Ein Knirschen folgte, ich suchte meine Gedanken zusammen. Das Schiff jedenfalls stand, daran war kein Zweifel.

Meine Empfindungen wurden zehn Jahre zurückversetzt, als ich um die Mittagszeit in Yokohama war und plötzlich die Erde unter mir fortrollen sah. Es war das große Erdbeben des Jahres 1923, welches in Tokio und Yokohama in wenigen Minuten viele Häuser und Tempel zerstörte. Die Erde öffnete sich, Menschen verschwanden neben einem, während man sich gerade noch mit ihnen unterhielt. Es waren fürchterliche Szenen, die mir heute noch das Herz stocken machen, wenn ich sie bedenke. Solche Bilder stiegen instinktiv in mir auf.

Es war ein Unglück geschehen. Alles rannte an Deck, ich mit. Der Kapitän bestätigte meine Vermutung: die Wanimaru war auf eine Sandbank gelaufen und hing unbeweglich fest. Ein Augenblick allgemeiner Stille folgte. Was würde jetzt geschehen? Keiner wagte ein Wort zu sprechen. Die Jüngsten hefteten ihre Augen zu Boden und sahen ein wenig bleich aus. Unsere Expedition erlebte ja die tollsten Sachen. Das konnte noch heiter werden.

Zuvor stellten wir die Lage des Schiffes fest. Gottlob stak das Schiff nur mit dem Kiel im Sand und dem vorderen Teil des Schiffsbodens. Die geringe Geschwindigkeit

hatte größeres Unheil vermieden. Leider war auch noch Ebbe, und die Flut würde erst am kommenden Morgen einsetzen und den Wasserspiegel heben. Bis dahin konnten wir nicht gut warten. Es mußte ohne Umschweife an die Arbeit gegangen werden. Darum beschlossen wir, das Schiff mit Hilfe zweier Anker und eines Flaschenzuges von der Sandbank herunterzuziehen.

Sogleich ließen wir zwei kleine Beiboote aufs Wasser und bemannten sie mit Matrosen und Scouts. Jedes Boot nahm einen der kleinen Schiffsanker auf und — da die Dämmerung einbrach und mit jedem unglücklichen Umstand gerechnet werden mußte — auch Proviant, Schiffszwieback und Trinkwasser.

Bei dieser aufregenden Tätigkeit schoß aus heiterem Himmel urplötzlich ein dicker Platzregen. Squall nennt der Seemann diese tropischen Einlagen. Wir waren im Handumdrehen naß wie die Katzen und arbeiteten dennoch weiter, ungeachtet der weiteren Squalls, die dem ersten Wassereinbruch folgten. Die Arbeit mußte getan werden, und nun waren wir einmal naß.

Den Squalls folgten heftig rüttelnde Windstöße. Der Himmel wurde unheimlich düster. Sturm peitschte die schmutzigen, gelben Wasser auf. Das Unternehmen wurde dadurch keineswegs einfacher. Die Boote stießen vom Schiff ab und fuhren ein Stück von der Wanimaru fort, um einen geeigneten Ankerplatz zu finden. Sie schienen eine günstige Stelle entdeckt zu haben und versenkten die Anker. Die

Seile zwiſchen Anker und Schiff ſpannten ſich. Die Boote kamen zurück, wir begrüßten ſie mit Hurra.

Alle Mann klar zum Ziehen. Vom Käpten bis zum Benjamin renkten wir uns faſt die Arme aus. Wir Japaner rufen dabei Wa-ſhoi — Wa-ſhoi — Wa-ſhoi. Dies wird raſch und ſchnell ausgeſprochen, im Gegenſatz zum deutſchen Hau-ruck. Wir zogen und zogen. Gleichzeitig lief die Schiffsſchraube am Heck an. Zum Glück ſtak ſie oberhalb des Sandes und vermochte unſere Bemühungen zu verſtärken. Aber ſie wirbelte derart viel Sand auf, daß ſie nur ganz langſam und vorſichtig arbeiten durfte und naturgemäß auch weniger Hilfe leiſtete. Es beſtand zudem die Gefahr, daß Schlamm-Maſſen ſich anhefteten und die Lage des Schiffes verſchlimmerten. Die Hauptkraft hatten wir zu leiſten. Bis zur Dunkelheit blieben wir ununterbrochen bemüht, das Schiff zurückzuholen. Ob mit Erfolg oder nicht, das ließ ſich nicht feſtſtellen. Immerhin genügte es nicht, das Schiff klar zu bekommen. Es lag feſt. Erſchöpft mußten wir die Bemühungen ſchließlich aufgeben. Schweren Herzens! Ein aufgelaufenes Schiff befindet ſich in ungemein ſchwierigerer Lage, als man zu denken geneigt iſt. Die Manövrierunfähigkeit macht ein Ausweichen vor ſeitlichem Druck unmöglich. Wehrlos kann der Schiffsleib umgelegt und unter Waſſer gedrückt werden. Eine Nacht in dieſer Situation ſchien uns nach all dieſen Überlegungen undenkbar und unverantwortlich, wenn ſich nur eben die geringſte Möglichkeit des Flottmachens ergab. Das Rollen des Schiffes war weſentlich ſchlimmer als weite, ausholende Bewegungen, wie ſie durch Sturm und hohe See verurſacht werden. Die Bemühungen mit Schraube und Anker waren fehlgeſchlagen. Nur merkwürdig, daß ſich vom weißen Bootshaus keiner näherte. Der Lotſe mußte uns doch geſehen haben! Warum kam er nicht? Was war hier wieder vorgefallen? Alles blieb ſtill. Niemand zeigte ſich. Kein Licht, kein Boot, keine Rettung weit und breit. Die Nacht kam ſchwarz und ungewiß über uns.

Wir verſuchten es mit dem Funker. Irgend etwas an ſeiner Anlage tat es jedoch nicht. Eine Verbindung mit Bangkok kam nicht zuſtande.

Es war eine ſchlimme Nacht.

Mit dem Morgen nahte die Flut. Wie wäre es uns ergangen, hätten wir dieſes Pech bei Flut mit einer höhergelegenen Sandbank erlebt? Es war nicht auszudenken. So aber wurde die Flut unſere Rettung. Mit den Flutwellen vereinigten wir unſere Bemühungen vom Abend vorher. Es klappte mit einem Mal. Wir ſtießen ein Freudengeheul aus, und die Wanimaru war frei. Wir glitten langſam ins tiefe Waſſer hinaus. Es war mal wieder alles gut gegangen, ſo weit!

Die Squalls hatten ſich in der Nacht mehrmals wiederholt und platſchten auch nun wieder auf die Planken. Der Wind nahm an Gewalt zu. Taneo Hatſumata hielt es für das beſte, die Wanimaru mehrere Meilen von der Küſte wegzunehmen. Die Mündung war uns nicht geheuer, und wir wollten auf den Lotſen warten. Einmal mußte er ſchließlich erſcheinen.

Zuvor mußten die beiden Anker eingeholt werden, an denen wir jetzt festhingen. Wieder wurden die Boote zu Wasser gelassen. Das gleiche Spiel mit Proviant und

Trinkwasser wiederholte sich. Diesmal kamen die Rettungsgürtel dazu. Je fünfzehn Mann stiegen in die Boote. Die Wasser kochten und schäumten gierig. Und dabei sollten die Mannschaften Anker aus dem Meeresgrund herausreißen!

Die Strömung trieb die Boote rasch ab. Alle Mann

legten sich in die Ruder und kamen zuerst kaum von der Stelle. Sie wurden sogar ein Stück weggetrieben, die Strömung schien mächtiger als die Kraft der Männer und Jungen. Verzweifelt heulten die kleinen Ölmotoren an den Beibooten. Ihre Schrauben peitschten meist die Luft, wenn eine anrollende Woge das Heck hob. Wir an Bord verzweifelten fast, die Lage war bedrohlich. Dann bemerkten wir doch einen Fortschritt. Endlich erreichten sie die Anker und hielten die Boote mit den Tauen. Mit neuerlichem Wa-shoi-Rufen gab schließlich der eine Anker nach und konnte ins Boot gezogen werden. Der zweite Anker schien tief im Meeresboden vergraben. Trotz übermenschlicher Anstrengungen gab er kein Zentimeter nach.

Es befand sich ein Matrose dabei, der früher als Perlentaucher gearbeitet hatte und vorzüglich tauchen konnte. Sonst sind die meisten Perlentaucher in Japan Frauen. Sie vermögen mehrere Minuten unter Wasser zu bleiben. Der Perlentaucher erbot sich, hinunterzutauchen und zu versuchen, den Anker zu lösen. Eine verwegene Tat bei der wilden und undurchsichtigen Strömung. Mit Bangen sahen wir ihn am Tau ins Wasser hinabgleiten. — Eine halbe Minute verstrich — eine Minute — anderthalb Minuten — zwei Minuten — unsere Angst wuchs — wir zählten die Sekunden — da erschien sein Kopf am Bootsrand — völlig außer Atem rang er erst nach Luft. Sein Tauchen hatte keinen Erfolg gehabt. In der Tiefe konnte er vor lauter Schlamm und Schlick die Lage des Ankers nicht feststellen. Sehen war erst recht unmöglich.

Das Waſſer wurde wilder, und der Sturm nahm an Kraft zu. Die Boote ſchwankten beunruhigend hin und her. Der Jollenführer gab den Befehl, das Tau zu kappen und den Anker der Tiefe zu überlaſſen, der wir ihn wohl ſchwerlich wieder entreißen konnten. Er ruht heute noch im Sand des Menam-Fluſſes.

Es war ein tüchtiges Stück Arbeit, zum Schiff zurückzukommen. Wir atmeten froh auf, als beide Boote längsſeit lagen und hinaufgehievt werden konnten. Die Wanimaru war um einen Anker und um ein paar kleine Hautfetzen leichter, ſonſt war nichts geſchehen.

Weit draußen raſſelten die großen Anker in die Tiefe. Geduldig rief das kleine internationale Zeichen auf der Maſtſpitze, wie es Brauch iſt.

Wieder war das Glück mit uns. Eine Rauchfahne tauchte am Horizont auf. Sie gehörte einem großen engliſchen Öltankſchiff. Anſcheinend hatte es ziemlichen Tiefgang, denn die Anker wurden in erheblicher Entfernung vom Ufer in die Tiefe gelaſſen.

Ich beſchloß gleich, mich mit einem Boot hinüberrudern zu laſſen und die Sachlage auszukundſchaften. Ein Rettungsboot klatſchte auf die See. Ich ſtieg mit einigen Matroſen ein, und wir machten uns auf den Weg. Später erzählten mir japaniſche Marineſoldaten, daß ihre Kriegsſchiffe immer weit draußen ankern mußten und nur die Offiziere mit einigen Booten nach Bangkok gefahren wurden. Damals war uns das noch unbekannt geweſen.

Die Beſatzung des Öldampfers nahm uns freundlich auf. Auch dort konnte man ſich das Ausbleiben des Lotſen nicht erklären. Wir funkten gemeinſam nach Bangkok und erfuhren, daß auf der ganzen Strecke nur ein einziger Lotſe tätig war und ausgerechnet vor unſerer Ankunft ein Schiff ſtromauf geführt hatte. Hin und zurück benötigte der Mann drei Tage. Wir mußten alſo ſo lange warten. Eine unerfreuliche Feſtſtellung. Wir fragten uns, warum auf dieſer — doch immerhin befahrenen — Strecke eine ſolch unglaubliche Bummelei herrſche. Ich funkte wenigſtens eine Meldung an die japaniſche Botſchaft, wir lägen an der Flußmündung und wären heil und gut durchgekommen. Man ſolle ſich keinesfalls beunruhigen. Die Hafenſtation bat ich dann nochmals, den Lotſen unverzüglich zu ſchicken.

Auf dem engliſchen Schiff erfuhr ich die Löſung des andern Rätſels. Nicht das ſchmucke, weiße Häuschen barg im allgemeinen den Lotſen, ſondern das alte, mitgenommene Wrack. Allem Anſchein nach war es vor Zeiten einmal weiß geweſen, es war ja immerhin möglich. Jetzt hatte ſich dieſe Farbe ein klein wenig, aber immerhin nicht zu ihren Gunſten verändert. Das weiße Haus jedoch war ein Leuchtturm, eine Art Warnungsſignal. Und wir waren gerade daraufzugelaufen. Ein Mißverſtändnis, das uns teuer hätte zu ſtehen kommen können. O ihr überholten Angaben!

Der Wartetag verging raſch. Es gab genug zu tun, was wir unter andern Umſtänden vernachläſſigt hätten. Tagebücher mußten geführt werden, Briefe geſchrieben und Hoſen geflickt. Tauſend nette kleine Sachen.

Als der Lotse kam, fuhren wir in einiger Entfernung am Schauplatz unseres Abenteuers vorüber. Der Zwischenfall wurde allerdings verschwiegen.

Wir machten uns nur bestimmte Gedanken dabei....

Dreizehntes Kapitel

Der weiße Elefant

Bangkok ist die neuere Hauptstadt von Siam, dem Kerngebiet Hinterindiens, welches Franzosen und Engländer zur Zeit der kolonialen Sammeltätigkeit bis auf das heutige Gebiet verkleinerten. Die alte Hauptstadt Ajuthia liegt 70 Kilometer nördlich Bangkok und ebenfalls am Menam-Fluß.

Siam ist übrigens eine Bezeichnung, die kein „Siamese" im Mund führt. Die Einwohner nennen ihr Land Sajam oder Muang T'ai. Siam sagen wir Fremden.

Jedes Land pflegt eine mehr oder weniger hübsche Bezeichnung zu haben. Irland ist das Land der Rothaarigen, Indien das Land der Schlangenbeschwörer und so weiter. Siam ist folgerichtig das Land der „Gelben Röcke". Gelbe Röcke sind das auffallende Kleidungsstück der buddhistischen Priester. Die eigentliche Bezeichnung Muang T'ai heißt in der Übersetzung „Das Land der Freien". Eine dritte Kategorie von Kennern der Weltkarte tituliert Siam als das „Land der weißen Elefanten". Letzterer ist das Sinnbild des Königs gewesen, den man neuerdings außer Landes gesetzt hat. Das heißt: er war zufällig nicht anwesend, als

eine Revolution ausbrach und unter anderem auch mit diesem Sinnbild brach, das bis dahin in der Nationalflagge einen schönen und würdigen Platz gefunden hatte.

Obwohl sie überholt ist, finde ich diese Bezeichnung schön und habe sie aus diesem Grunde dem Kapitel vorangesetzt. Außerdem gibt es zahlreiche Elefanten in Siam, in den südlicheren Landschaften ist er so ziemlich ausgerottet worden, im Norden tritt er in Herden die uralten Pfade durch Urwald und Weide.

Wir Japaner sind mit Siam und seiner Geschichte eng verknüpft. Vor Jahrhunderten spielten unsere Samurai-Krieger eine wichtige Rolle unter den Kriegern des Reiches. Der Name des Ritters Yamada Nagamasa steht leuchtend an der Spitze.

Ich erzählte in einem früheren Kapitel, daß japanische Samurai im 16. und 17. Jahrhundert als Kaufleute und Piraten in ganz Ostasien zu finden waren. Ihre Schiffe befuhren alle Küsten und Meere und legten in allen Häfen an. Es war die große mittelalterliche Zeit der japanischen Handelsausbreitung. Leider hatte sie ihre Ursache nicht in einer weitschauenden Politik, sondern in unseligen Bürgerkriegen, die Unzählige zur Auswanderung zwangen. Es waren nicht die Untüchtigsten, die nach Siam kamen und sich dort niederließen. In der damaligen Hauptstadt Ajuthia wohnten sie bald in einem eigenen, ausgedehnten Stadtteil. Es wäre in Siam sehr schön gewesen, wenn nicht auch hier der Bruderzwist an der Tagesordnung gewesen wäre und seine Spuren in jedem Dorf und jeder Stadt hinterlassen

hätte. Fürsten bekämpften einander auf Kosten des Volkes, das immer wieder zu neuen Waffengängen gepreßt wurde. Die aufwühlende Selbstzerfleischung zerriß Land und Volk. Japanische Samurai erwiesen sich auf den Schlachtfeldern bald als die zuverlässigsten und tapfersten Truppen. Der König ehrte ihre Tüchtigkeit und ihr Können, indem er seine Leibwache aus ihnen rekrutierte und bald ganze Truppenteile aus Samurai aufstellte.

Aus den Reihen dieser Leibtruppen wurden einige Japaner in hohe Staatsstellen berufen und in die nächste Umgebung des Königs geholt. Seine Stellung wurde wieder machtvoll und gebieterisch. Der König hieß Songtam. Er war ein kluger und weitblickender Monarch. Als erster König Siams öffnete er das Land dem Verkehr mit andern Mächten, auch mit europäischen Handelsleuten, die bald einen blühenden Handel betrieben. Die englische Ostindien-Gesellschaft gründete um diese Zeit auch in Ajuthia zwei große Faktoreien.

König Songtam bestellte Yamada Nagamasa zum ersten General des siamesischen Heeres und starb bald darauf, 38 Jahre alt. Sein Tod erfolgte überraschend und wurde im Volke tief bedauert, zumal er neue Kämpfe im Gefolge hatte. Der älteste Sohn des Königs übernahm die Regierungsgeschäfte und wurde dabei von P'ya Kalahom unterstützt, einem Vertrauten des Vaters. Mit dem Tod des alten Königs stimmte etwas nicht. Bald war es offenes Geheimnis, daß P'ya Kalahom der Mörder war, um sich selbst an die Spitze des Reiches zu stellen. Er hatte diesen

Wunsch schon lange mit sich herumgetragen. An der Spitze einer zahlreichen Anhängerschaft überfiel er den Palast des jungen Königs und schlug jeden nieder, der sich zur Wehr setzte. Der König floh im letzten Augenblick und verbarg sich in einem Tempel. Seine Verfolger fanden und verhafteten ihn, ohne Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes, in dessen Schutz er sich begeben hatte. P'ya Kalahom schreckte nicht vor dem Letzten zurück und ließ den König nebst seiner Mutter enthaupten. Der junge König hatte zuvor noch Gelegenheit gefunden, die ehrgeizigen und verbrecherischen Absichten des Mörders öffentlich anzuklagen, und dabei auch die Vergiftung seines Vaters durch P'ya Kalahom zu erwähnen. An der Wahrheit dieser Behauptung brauchen wir nicht zu zweifeln, da der Mörder mit ständig wachsender Deutlichkeit seine furchtbare Gesinnung an den Tag legte. Er wollte der Dynastie den Thron abjagen, und zwar auf die schmutzigste Weise, die sich denken läßt. Erst der Vater, dann der Sohn — nach dieser einfachen und brutalen Methode.

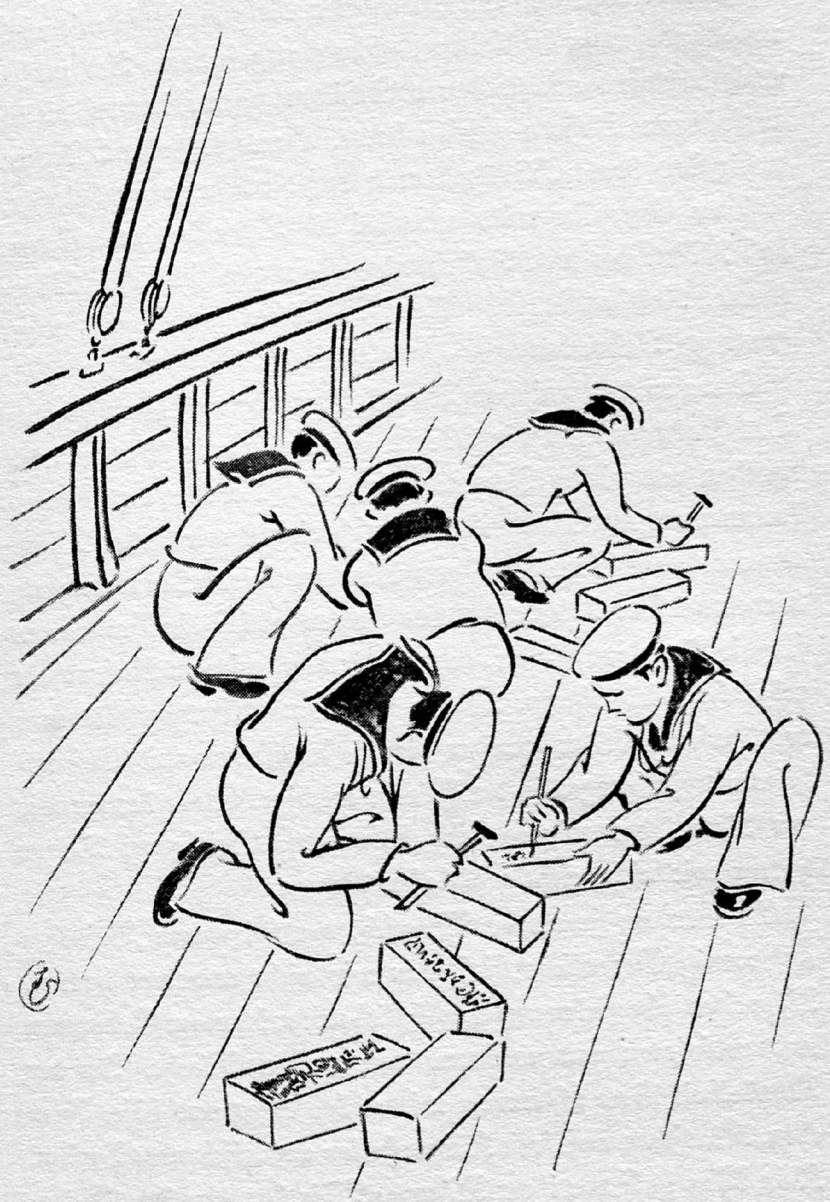
Jetzt aber griff Yamada Nagamasa ein und verlangte von P'ya Kalahom die Einsetzung des rechtmäßigen Erben, eines zehnjährigen Knaben. Kalahom gab für den Augenblick nach, sann aber nach einer Möglichkeit, Yamada aus dem Weg zu räumen, weil er in ihm mit Recht den gefährlichsten Gegner seiner Pläne wußte. Eine Rebellion brach in einer entfernten Provinz aus. Auf Betreiben Kalahoms wurde Yamada mit der Niederschlagung beauftragt und zugleich zum Gouverneur ernannt. Damit war für Kalahom der Weg fürs erste frei. Yamada schlug die Auf-

ſtändiſchen und wurde Gouverneur, während Kalahom den neuen Thronfolger auch hinrichten ließ. Yamada hatte in ſeiner Provinz kein leichtes Spiel und mußte faſt ſtändig zu Felde rücken. Bei einer feindlichen Handlung wurde er verwundet. Einer ſeiner Bedienten miſchte Gift in die Medizin und beendete das echt ſoldatiſche Leben des großen und verdienten Mannes. Der Mörder war von P'ya Kalahom gedungen worden.

Sein Sohn Din Yamada führte ſein Werk in der Provinz zu Ende und kehrte nach langer Abweſenheit nach Cambodia zurück. Unerwartet erſchien er an der Spitze zahlreicher Japaner in der Hauptſtadt.

P'ya Kalahom war die Sache nicht ganz geheuer. Es war ihm nicht beſonders angenehm, die gefährlichen Japaner in ſeiner Nähe zu wiſſen. Er ging aufs Ganze und faßte den Plan, ſie alle auf einen Schlag loszuwerden. Seine Vorbereitungen wurden mit großer Umſicht eingeleitet. Eines Nachts, zur Zeit der Hochflut, überfiel er das japaniſche Viertel mit ſeinen Soldaten und ſchlachtete viele Gegner ab, ſchonte dabei weder die Frauen noch die Kinder. Ein Morden, würdig des vielfachen Mörders P'ya Kalahom.

Zu ſeinem Leidweſen hatte er nicht alle Japaner überraſchen können. Ein großer Teil entkam zum Fluß und floh mit Booten zum Meer. Er ließ ſie verfolgen. Auf dem Menam, den wir jetzt unter kundiger Führung des Lotſen hinauffuhren, entſpannen ſich hartnäckige Kämpfe. Eine Nachhut leiſtete äußerſten Widerſtand. Der Reſt entkam.



Vor dreihundert Jahren hatten diese Kämpfe mit meinen Landsleuten in diesem Gebiet stattgefunden. Ich mußte mich lebhaft der furchtbaren Schilderungen erinnern, die ich in früheren Jahren gelesen hatte. Heute floß der Menam ruhig und brav. Nichts deutete auf die Vergangenheit hin.

Den Europäer wird nebenbei die Tatsache interessieren, daß Mitte des 16. Jahrhunderts ein venezianischer Abenteurer, Konstantin Phaulkon, Minister des Landes war, ganze 33 Jahre lang.

Etwa mitten zwischen Bangkok und dem Meer liegt der Ort Paknam. In der Nacht gelangten wir hier an und wurden von vielen Japanern begrüßt, die uns entgegengekommen waren. Auch ihnen verschwiegen wir unser Abenteuer auf der Sandbank, um keine unnötige Beunruhigung hervorzurufen. Die Landsleute hatten gleich ein Programm für die Tage zur Stelle, damit wir von unserem Aufenthalt möglichst viel hätten. Durch besonderes Entgegenkommen der Hafenbehörden wurden die Paßrevisionen und Gesundheitsuntersuchungen in der Nacht erledigt. Spät kamen wir zur Ruhe, der wir so sehr bedurften. Seit zwei Tagen hatten wir nicht richtig schlafen können.

Es war ein frommer Wunsch, der bei einem Besucher auf wenig Gegenliebe stieß, den wir nicht erwartet hatten. Moskitos überfielen uns urplötzlich mit wütendem Gebrumm und verfolgten uns während der ganzen Nacht. In der Dunkelheit hörte ich immer wieder kräftiges und böses Fluchen, Klatschen auf freie Körperstellen und zischendes Pusten. Kein Netz half vor ihrer Menge. Wir kannten ihre Eigen-

schaft, Krankheiten zu übertragen, und wenn man etwas Derartiges weiß, nimmt die Gefahr ungeahnte Formen in der Phantasie an. Jeder, der gestochen war, glaubte sich einem baldigen und schrecklichen Ende nahe. Wer einmal einem wütenden Hornissenschwarm gegenüberstand, weiß, wie machtlos alle Versuche einer noch so intensiven und ausdauernden Gegenwehr sind. Das Morgenlicht erlöste uns von dieser Plage. Die Müdigkeit blieb, schlimmer als vorher, durch den Ärger und Verdruß der nächtlichen Attacken.

Bereits um 6 Uhr kam flußab ein Dampfer mit Scouts aus Bangkok. Sie hatten ihn eigens zu unserm Empfang gemietet. Einige hundert siamesische Scoutsführer brachte er mit. Sie begrüßten uns laut und herzlich. Damit war aber auch die Müdigkeit verscheucht. Es fing lustig und vergnügt an. Eine Abordnung kam auf unsern Segler. Dann fuhren wir los, gegen Bangkok und seine Wunder. Der Nachbardampfer hatte eine Musikkapelle an Bord. Sie intonierte einen flotten Marsch. Eine Reihe anderer Boote kam nach und schloß sich uns an. Es war ein kleiner, allerdings unverdienter Triumphzug. Am Ufer tauchten Leute mit den Fahnen Siams und Japans auf und jubelten uns zu. Schulkinder hatten frei bekommen und umsäumten lange Strecken. Alles schrie und tobte, so daß einige bunte Vögel erschreckt aufstoben und fluchtartig das Weite suchten.

Bangkok kam in Sicht. Wir glitten unter der riesigen Flußbrücke hindurch und lagen im Angesicht der Stadt. Auch auf der Brücke standen tausende Scouts und schwenkten Fähnchen und Wimpel. Vom heftigen Schwenken

brachen manche Fähnchen ab. Sie fielen in den Fluß, kleine bunte Blüten.

Die Flußbrücke darf im allgemeinen nicht passiert werden. Man hatte unserthalben eine Ausnahme gemacht. Solche Bedeutung maß man unserem Besuch bei. Natürlich waren wir keine Diplomaten. Doch die Jugend versteht sich untereinander besser und schneller als die beamteten Männer der hohen Politik, die unter einem enormen Aufwand von Förmlichkeiten miteinander verhandeln.

Es war Mittag, als wir anlegten. Gerade vor uns erhob sich ein mächtiger Buddha-Tempel. Er heißt Wot Chang und bildete einen imposanten Schlußpunkt des schönen Einzugs.

Saigon ist ungleich größer als die Hauptstadt Siams. Trotzdem begrüßten uns hier weitaus mehr Scouts als dort. In Siam ist eben die ganze männliche Jugend in Scouts-Gruppen zusammengefaßt. Der König ist Ehrenführer. Gerade zu diesem Zeitpunkt weilte er in Europa und ließ sich durch einen königlichen Regenten vertreten, der an der Ankunft der Wanimaru allergrößtes Interesse nahm. Wir erhielten seine Einladung zu einem Empfang im Palast. Eine große Ehre für die Expedition. Bei dieser Gelegenheit überreichten wir ihm als kleines Angebinde einige besonders schöne Hagoita, die ihn sichtlich erfreuten. Hagoita sind mit bunten Stoff-Figuren verzierte Holzschläger. Dazu gehört eine kleine Holzkugel, an der Federn befestigt sind. In die Luft geschlagen, schweben sie wie niedliche Fallschirme zum Spielgefährten und von diesem, mit der Hagoita zurück-

geschlagen, wieder zurück. Das Spiel heißt Hanetsuki und ist bei unsern siebentägigen Neujahrsfeiern üblich. Erwachsene und Kinder üben es einträchtig nebeneinander. Leidenschaftlich wird der Hane hin- und hergeschlagen. Auf jedem freien Platz und in allen Straßen kann man an solchen Tagen Hanetsuki beobachten. Dieses unterhaltsame, wunderhübsche und anmutige Spiel schien uns als Geschenk sehr geeignet.

Wir hatten übrigens für diese Zwecke eine Anzahl schöner Gegenstände mitgenommen, die wir bei offiziellen Anlässen den Gouverneuren überreichten.

Es geschah nach diesem Empfang so viel, daß ich es nicht aufzuzählen vermag. Höchste Staatsbeamte rissen sich förmlich um uns. Mehrmals am Tage wurden wir zu andern Empfängen gebeten. Dazu kamen die großen Treffen mit den Pfadfindern. Es war für ganz Bangkok ein erwünschtes und freudiges Fest. Die Zeit ging dabei im Nu vorüber.

Eine altbekannte Behauptung sagt, man lerne ein Volk am besten durch den Genuß seiner Nationalspeisen kennen. An viele der Empfänge schlossen sich feierliche Essen an, die uns zu dieser lobenswerten Forschertätigkeit mannigfaltige Möglichkeiten boten. Bei Tisch ist es Sitte, keine Speise auszuschlagen. Bei der ersten Mahlzeit mußte ich diese gute Sitte leider verletzen und mit mir eine Anzahl Freunde. Einige aufgetragene Gerichte wollten mir beim besten und entschlossensten Willen nicht munden. Sie sahen äußerlich geschmackvoll und „nahrhaft“ aus, auf der Zunge hatten sie jedoch einen komischen und unbestimmbaren Geschmack.

Es wurde mir beinahe übel. Ich konnte ein schreckliches Gefühl nur mit Mühe und Not unterdrücken. Den andern ging es nicht besser. Wir gaben ein trauriges Bild ab und schnitten Gesichter, die zu beschreiben die eigene Ehre verbietet. Es wurde uns nicht leicht, bei diesem gutgemeinten Essen den Anstand zu wahren.

Mascot, unsere Katze, war natürlich auch mit nach Bangkok gekommen und hatte an der gesunden Entwicklung unserer Lage einen merklichen Spaß. Das Tier grinste über die Gefahren, denen unser Magen ausgesetzt war, weil es an den Banketts nicht teilzunehmen brauchte. Es hatte sich fein geputzt und paradierte den ganzen Tag mit erhobenem Schwanz auf Deck umher, sehr zur Freude und Belustigung der Zuschauer. Die Huldigungen nahm es gnädig über sich, ab und zu die Zunge herausstreckend und mit der Hinterpfote den Bart kratzend. Es fühlte sich in seiner vollen Würde und Bedeutung als einziger Begleiter aus der Tierwelt. Mascot von der Wanimaru-Expedition.

Bis Mascot entdeckt wurde. Nicht vom Film, wie in Amerika üblich, sondern von einem Scout aus Bangkok, der sie unbedingt zu eigen haben wollte. Er war gebürtiger Japaner. Wir schlossen mit ihm einen Tausch ab. Für Mascot, die als lebendige Erinnerung an unsern Besuch in Bangkok bleiben sollte, erhielten wir eine wunderschöne siamesische Katze. Diese Katzen sind in der ganzen Welt berühmt und sehr teuer. Sie haben ein weiches, molliges Fell und wunderbare, funkelnde Smaragdaugen. Mascot, die die Siamesen fortan Sahoko nannten, schied mit traurigem

Blick von uns. Wir nahmen die Siam-Katze in Empfang und waren entschlossen sie unserem kaiserlichen Führer, dem Prinz Chichibu, bei unserer Rückkehr nach Japan als Andenken aus Siam zu überbringen.

Dieser neuen Mascot ging es auf dem ersten Teil der Weiterfahrt gar nicht gut. Sie war anderes Futter gewohnt und konnte unsere japanischen Sachen nicht fressen. Mit großer Mühe und Geduld fanden wir ein Futter, das ihr schließlich zusagte. Dann wurde die neue Mascot seekrank. Wir waren besorgt, sie würde zu Grunde gehen. Mit Erstaunen entdeckten wir dann, daß sie über Nacht Junge geworfen hatte, fünf an der Zahl. Wir hatten gar nicht gewußt, daß das schöne Tier Junge trug, und hätten beinahe eine Anzahl Siam-Katzen nach Japan gebracht, wenn sie nicht alle tot zur Welt gekommen wären. Durch das ungewohnte Schütteln des Schiffes hatte Mascot zu früh geboren. Die Katze selbst wurde rasch wieder munter, und wir brachten sie wohlbehalten nach Tokio als lebendige Erinnerung an Bangkok.

Der dritte Tag unseres Aufenthalts galt einer Fahrt nach Ajuthia, wo wir die Ruinen der vor 300 Jahren zerstörten Japanerstadt aufzusuchen gedachten.

Ein Zug brachte uns hin, auf einer der wenigen Eisenbahnlinien, die Siam besitzt. Es sind 70 Kilometer, wie ich oben einmal sagte. Zu beiden Seiten sahen wir Reisfelder. Sie standen unter Wasser, und waren von grünen Bambushainen durchbrochen, die von hohen, schlanken Fächer-

palmen überragt wurden. Ansiedlungen mit kralartigen Hütten zogen vorbei. In Feldern standen rotbraune, gedrungene Büffelochsen und wateten durch Schlamm auf der Suche nach spärlichem Futter. Ochsen sind in Ostasien nicht schwarzweiß oder braun-weiß gefleckt wie in Deutschland, sondern meist ganz rotbraun und dabei ziemlich klein und gedrungen.

In der Nähe von Eisenbahnstationen bemerkten wir Gummibaumpflanzungen, Tamariskenhaine und blühenden indischen Flieder. Hahnenkamm grüßte bunt zu uns herüber. In weitverzweigten Kanälen standen weiße Lotosblumen. Nur Krokodile sahen wir nicht, und darauf hatten wir uns am meisten gefreut. Tiger und ähnliche Raubtiere zogen es vor, in Zurückgezogenheit zu leben.

Ajuthia war erreicht. Es hat gewaltig an Bedeutung verloren. Die Straßen werden wie in Venedig von Flußkanälen gebildet. Der gesamte Verkehr spielt sich auf Booten ab. Zwischen bewohnten Hütten lagen die Ruinen zerfallener buddhistischer Tempel, traurige Erinnerungen an eine große Vergangenheit. Es sah wenig einladend aus. Wir besichtigten die Trümmer der ehemaligen Burg.

Die Überreste der japanischen Stadt lagen an der Flußseite. Es sind ein paar Backsteinhaufen unter wild wucherndem Gesträuch. Mehr war nicht übrig geblieben von aller Herrlichkeit.

Mit unserm Besuch verband sich ein besonderer Zweck. Durch Vermittlung der Botschaft in Bangkok hatten wir ein Stück Land gekauft und errichteten hier ein kleines mit-

gebrachtes Denkmal. Zur Erinnerung an die Japaner von Ajuthia! Bald darauf verließen wir die Stadt.

Nachdenklich fuhren wir mit der Bahn zurück. In Bangkok wechselten wir als erstes unsere Uniformen. Sie waren von der fürchterlichen Hitze ganz naß und durchgeschwitzt. Die Sonne drückte schwer auf unsere körperliche Verfassung. Ich selbst blieb zum Glück verschont. Schon gut, wo mir fast alle Aufgaben zufielen. Ich habe überhaupt wenig Pech gehabt und war der einzige, der keinmal unter Seekrankheit zu leiden hatte. Es entspricht den Tatsachen, aber ich selbst verstehe es nicht. Mein Magen ist nicht sehr widerstandsfähig und macht mir zu Hause nicht selten zu schaffen. Auf hoher See habe ich noch nie etwas gespürt.

In Bangkok gab es noch viel zu sehen und zu hören. Die Scouts erfreuten uns mit der Aufführung eines Dramas auf einer Freilichtbühne. Es war ein spannendes Spiel, und wir folgten der Handlung mit Interesse. Kühle Nachtluft wehte uns entgegen. Droben am Himmel stand die Mondsichel und hielt die Welt fest.

Auch die „Gelben Röcke" sahen wir. Man begegnet ihnen in Bangkok so oft, wie den katholischen Priestern in Rom und andern großen und berühmten Bischofsstädten.

Die Stunde des Abschieds schlug. Das Segelwerk der Wanimaru mahnte uns an alte Pflichten.

Die Kuppel des Buddhistentempels wurde das Anfangszeichen einer neuen Episode.

Vierzehntes Kapitel

Die südwärts zeigende Nadel

Alle Scouts waren noch einmal zum Hafen gekommen und mit ihnen ein Großteil der Bevölkerung. Die Mannschaften der siamesischen Schiffe traten an Bord in Paradeaufstellung an. Wir standen ebenfalls an Deck in unserer besten Montur. Vor der Reihe hatte unser Trompeter Aufstellung genommen.

Die Wanimaru setzte sich in Bewegung. Kommandorufe. Signale. Grußzeichen. Der Trompeter spielte unsere Nationalhymne über den kleinen Hafen und die atemlos lauschende Menge. Wir glitten unter der großen Brücke hindurch, passierten die vielen fremden Schiffe mit ihren grüßenden Besatzungen, darunter einige siamesische Kriegsschiffe, die nach besonderem Zeremoniell die Flaggen mit uns austauschten. Eine Ausfahrt, der Ereignisse würdig. Bangkok und seine Scouts waren auf ihre Kosten gekommen und wir nicht weniger. Diese Tage würden wir nie vergessen. Ich dachte an Mascot, die wir in einem fremden Land unter lieben Freunden zurückließen. Ich erinnerte mich der Festessen und ihrer unfestlichen Folgen. Der Regent hatte uns empfangen, und auch die Presse tat das Ihrige, um unsere Begeisterung zu steigern und die Freude über Siam und seine Menschen zu erhöhen.

Dann war alles vorüber. Nur am Ufer standen einige Menschen und grüßten uns freundlich. Von den Feiern in Bangkok hatten sie wohl nur vom Hörensagen vernommen.

Jetzt sahen sie die berühmten japanischen Scouts, die ihren Landsleuten in Ajuthia ein Denkmal errichtet hatten.

Paknam, die Zollstation wurde passiert. Die Mündung tauchte auf und damit die Stelle unseres unliebsamen Aufenthaltes. Der Lotse verließ uns, und die gute alte Wanimaru feierte ein freudiges Wiedersehen mit dem unermeßlichen Ozean.

Der Kurs ging nach Süden auf Singapore zu, die ganze Malaiische Halbinsel entlang. Auf dieser Fahrt zeigte sich der Wettergott von seiner besten Seite. Alle Segel blähten sich prall im Wind, der Bug schnitt eine gerade weiße Linie ins Meer, und wir sonnten uns in den Freistunden nach Herzenslust auf Deck.

Singapore ist das Gibraltar des Ostens und spielt die bedeutendste Rolle in der gesamten ostasiatischen Seefahrt. Es schien mir, als erzählten selbst Ebbe und Flut eins der wichtigsten und interessantesten Kapitel des Weltgeschehens. Als Mitglied einer Schiffsbesatzung konnte ich den Hafen nicht anders als mit seemännischen Blicken betrachten, und ich begann mich mit den Schiffen und Matrosen zu beschäftigen, die im Laufe der Jahrhunderte hier geankert haben mochten und in die Entwicklung des Landes eine Erinnerung mit eiserner Hand eingravierten. Diese Gedanken reichten von den modernsten englischen Kriegsschiffen, die wir vor uns liegen sahen, bis zurück zu den Anfängen der Seefahrt in diesen Gewässern überhaupt. Wie verschieden waren aber auch die Kräfte und Mächte, die damals und heute ihre

Schiffe in die Meere sandten auf Gedeih oder Verderb?! Unser Segler und die modernen Rohölmaschinen dort drüben waren zwei kleine, wenn auch bedeutende Meilensteine in dieser Wandlung.

Am Anfang organisierten Schiffsverkehrs steht eine Religionsgemeinschaft: der Buddhismus. Seine Lehre hatte internationalen Charakter und überspannte die Grenzen und Völker. Der Verkehr wurde über die Meere gedrängt, den Lehrern des Glaubens folgten die Kaufleute — und umgekehrt. Der internationale Warenaustausch im Fernen Osten nahm breite Formen an. Die buddhistische Literatur berichtet darüber in vielen Werken und mit genauen Angaben.

Diese Quellen sagen uns, daß Indiens Schiffe schon sechs Jahrhunderte vor Christus 700 Personen aufnehmen und befördern konnten. Eine solche Besatzung zählt heute ein mittlerer Kreuzer in Friedenszeit. Wir erfahren allerdings auch, daß diese Schiffe immer überfüllt waren, dem Anschein nach mit Auswanderern, die über die Grenzen des Landes drängten.

Ruder und Segel waren die einzigen Mittel der Fortbewegung. Die Bücher berichten, wie die Segel gesetzt wurden, und sprechen von „grauen Wolken am Horizont", womit sie die Fülle der Takelage umschreiben wollen.

Wie aber erging es den Schiffen, die in einen Taifun gerieten, wie wir beinahe? Die Zahl der Opfer wird immer unbekannt bleiben. Die See schweigt. Der Taifun rast weiter und bricht irgendwo in der Unendlichkeit zusammen,

um an anderer Stelle aufzuleben und sein furchtbares Werk der Zerstörung fortzusetzen. Diese Stürme hat es immer gegeben und ihre Furchtbarkeit ist die gleiche geblieben. Die Schiffer waren machtlos, vollkommen machtlos gegen solche Naturereignisse. Darum fuhren sie nur bei Sonnenschein oder in hellen, klaren Nächten. Sie glaubten an die Regelmäßigkeit der Monsune und hielten trübes Wetter für sichere Anzeichen eines Sturmes.

Seekarten entwickelten sich erst langsam. Fortwährend mußte die Wassertiefe gemessen werden, da die Tiefenunterschiede des Meeresgrundes beträchtlichen Schwankungen unterlagen und man fast auf das plötzliche Vorhandensein eines Riffs gefaßt sein mußte. Navigationsinstrumente wurden durch ein reichlich seltsames Verfahren ersetzt. Eine Ankerschaufel holte Meeressand an die Oberfläche, und man wollte am Geruch die Gegend feststellen können. Diese Tatsache könnte ein Witz sein. Aber die buddhistischen Bücher erzählen darüber mit aller Ausführlichkeit und eigentlich überzeugend.

Nachrichtenübermittlung wurde durch Brieftauben ersetzt. Jedes Schiff hielt immer eine Anzahl Brieftauben an Bord, die bei Bedarf mit wichtigen Meldungen abgesandt wurden. Ein wunderbar einfaches und gewiß romantisch zu nennendes Verfahren.

Es heißt dann an einer andern Stelle: „Über das Meer zu fahren ist gefährlich. Aber bete und erhebe die Augen zum Himmel, und seine Hilfe wird dir in nichts fehlen". Beim Betrachten dieser Worte bekommen wir einen etwas andern

Begriff von der asiatischen Seefahrt, als die Räuberlegenden ihn uns aufzutischen versuchen. Wir denken sofort an die christlichen Seefahrer, die zum Teil (in Italien) heute noch christliche Symbole auf ihre Segel zeichnen, die Mutter des Meeres oder die Patrone der Seefahrt. Der Mensch war sich seiner Ohnmacht bewußt, aber auch seiner Stärke, wenn er die Hoffnung auf den Himmel setzte und nur auf ihn.

Der Kompaß, die „südwärts zeigende Nadel", wie ihn die Chinesen nannten, wird erst im 12. Jahrhundert erwähnt. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß die Inder schon früher nautische Instrumente konstruiert und verwandt haben.

Die erste Seefahrt vom Indischen Ozean in die malaiischen Gewässer, also an Singapore vorbei, ist uns erhalten durch die Aufzeichnungen eines chinesischen Mönches. Fa-Hsien machte diese Fahrt im fünften Jahrhundert nach Christus. Er war lange unterwegs, und sein Schiff geriet in einen entsetzlichen Sturm, der dreizehn volle Tage ohne Unterbrechung dauerte. Er sagt: „Die Ausdehnung des Ozeans schien mir grenzenlos. Osten und Westen, Norden und Süden waren nicht zu unterscheiden. Nur Sonne, Mond und Sterne vermittelten Anhaltspunkte, nach denen Richtsteuern möglich ist. Bei bewölktem Himmel und bei Regenfällen wurde unser Schiff hin- und hergetragen, ohne daß wir die Richtung der Fahrt wußten. Wir waren allein auf unser Glück angewiesen.

Wenn die Nacht hereinbrach und Finsternis sich über die weiten Wasser legte, war an Steuern nicht zu denken. Wir

sahen nichts. Mit den Ohren vernahmen wir die Geräusche aufeinanderklatschender Wellen. Auf ihren Kämmen lag feuerähnlicher Schein, durch den wir große Schildkröten, Seelöwen und andere unheimliche Ungetüme der Tiefe wahrzunehmen glaubten. Wir hielten keinen Kurs, wußten keine Richtung, kannten die Meerestiefe nicht."

An solchen Tagen verloren die Seeleute ihren Mut. Sie gaben sich und ihr Schiff verloren und überließen das Ende dem Schicksal. Sie vermochten ja noch nicht einmal den Anker auszuwerfen, einen schweren, unhandlichen Stein — die See war unergründlich tief. Wo das Land war, ob nah oder fern, das vermochte niemand zu sagen, Himmel und Horizont blieben verhangen und legten ihr düsteres Bild auf die Seelen.

Brachen einmal die Strahlen der Sonne durch das wüste und tobende Wetter, so faßten sie neue Hoffnung, und der alte Glaube kehrte zurück. In die Arbeit kam wieder Sinn. Man gab sich ihr mit doppeltem Eifer hin. Die Richtung konnte durch die Tages- und Nachtgestirne angezeigt werden. Alle Segel wurden aufgesetzt. Die See lachte und jubelte wie das Herz der einsamen Männer. Die schlimmsten Feinde waren die Unterwasser-Klippen. Sie hatten ihre Zackenzähne zum Verderben der Schiffe ausgelegt und stießen sie in die hohlen Bäuche. Vor diesem Schicksal gab es kein Entrinnen mehr.

Damals, wie in manchen Gegenden heute noch, schrieben die Seeleute ihr Unglück der Gegenwart eines Priesters zu, ein merkwürdiger und unverständlicher Aberglaube. Bei-

nahe wäre Fa-Hsien das Opfer solchen Aberglaubens geworden. Mehrere Male waren die Matrosen nahe daran, ihn über Bord zu werfen, als die Aussichtslosigkeit des Schicksals ihre Nerven übermannte. Mit Mühe entrann er dem Schicksal, zu seinem und der Aufzeichnungen Glück.

Nicht weit von Singapore erblickten wir Walfische. Sie sind in dieser Gegend häufig zu finden. Sie schossen aus den Nasen hohe Wasserfontänen in die Luft, so daß man sie von weitem bemerkte. In frühen Zeiten hielt man sie für Drachen und nannte die Wasserstrahlen Ambergris, das heißt Drachenspeichel. Westlich von Sumatra gibt es eine Insel, die noch heute diesen Namen trägt. Sie erhielt ihren Namen durch die öftere Anwesenheit von Walen, die sich dort ein Stelldichein zu geben pflegten.

Die ersten Europäer erschienen im 16. Jahrhundert in der Straße von Malakka. Sie wurden von den Eingeborenen „rotgesichtige Barbaren" genannt. Portugiesen und Spanier machten den Anfang, Holländer und Briten folgten. Damals hatten Spanier und Portugiesen die Welt unter sich aufgeteilt. Der Papst verkündete in einer Bulle diesen Beschluß und sprach die östliche Erdhälfte den Portugiesen, die westliche Hälfte den Spaniern zu. Dies geschah genau im Jahre 1493. Sie gründete sich auf die Umschiffung des Kaps der guten Hoffnung durch die Portugiesen und die Entdeckung Amerikas durch Columbus. Aber die Spanier hielten sich nicht so genau an die Abmachungen und fanden auch den Osten recht interessant, zumal sie immer noch auf der Suche nach Indien begriffen waren. Zu der Entdeckung Amerikas führte ja die gleiche Veranlassung. Darum nennt sich jener Teil, den Columbus zuerst erreichte: Westindien.

Die Spanier umschifften den südamerikanischen Kontinent und gelangten auf diese Weise auch in die asiatischen Gewässer. Ihr Hauptinteresse galt den Philippinen.

Dies sind nur einige knappe Angaben aus der ungemein interessanten Geschichte des Hafens von Singapore. Man kann nicht müde werden, die vielgestaltige Entwicklung aufzuzeigen. Sie ist voll atemraubender Wunderdinge und derart unerhört spannend, daß die Lagerfeuernächte eines Lebens nicht ausreichen, sie alle zu erzählen. Ach, die Welt ist wunderschön....

Wie zahlreich die Linien sind, die man aufspürt, ersieht man aus den Tätigkeiten, denen die Japaner in Singapore nachgehen: sie sind Fischer, Bergarbeiter, Pflanzer, Bauern und Kaufleute. Sie haben eine eigene japanische Schule, die ihre Kinder unterrichtet.

So ähnlich haben es die Deutschen in Tokio und Yokohama gemacht. In meiner Heimat, in Omori, steht nahe bei meinem Elternhaus eine deutsche Schule, in der etwa 80 deutsche Kinder unterwiesen werden. Viele dieser Kinder, die mir täglich in den Straßen von Omori begegnen, sind in Japan geboren und haben Deutschland noch nie gesehen, obgleich die Eltern dorther stammen. Diese Schule, die ihre Eltern und die Regierung unterhalten, zeigt ihnen deutsche Sitten und Gebräuche, genau so wie den Kameraden, die weit im Westen hinter Korea, Mandschukuo, Sibi-

rien, Rußland und Polen in einer deutschen Schule sitzen. Sie singen die gleichen Lieder und treiben dieselben Scherze. Weihnachten hört man sie singen: Stille Nacht, heilige Nacht....

In Tokio gibt es eine deutsche Bäckerei und eine deutsche Metzgerei, die von vielen neugierigen Japanern besucht werden. Wir verzehren dort Eisbeine oder gezuckerte Waffeln und knusperige Semmeln neben deutschen Gästen. So befindet sich in Tokio auch eine deutsche Wirtschaft, wo man das herrliche deutsche Bier aus richtigen Maßkrügen trinken kann. Allerdings ist es etwas teuer durch den weiten Transport über Suez, Shanghai nach Japan.

In ähnlicher Art haben wir Japaner in Singapore japanische Gasthäuser, in denen heimatliche Gerichte zubereitet werden. Es gibt eine eigene Japaner-Stadt, als lebte man in Tokio. Ohne unsern Reis und unsere Hashi-Stäbchen sind wir nur halbwegs glücklich und zufrieden.

Es gab neben den britischen Scouts auch japanische Scouts, von denen wir natürlich mit besonderem Hallo begrüßt wurden. Es gab manch vergnügte Stunde in Singapore. Das kann man wohl sagen.

Fünfzehntes Kapitel

Singapore

Wir hatten zu Beginn der Fahrt den strengen Befehl erhalten, abends pünktlich zum Schiff zurückzukehren. Ein Gebot, dem wir ohne Widerspruch Folge leisteten. Ordnung

mußte sein. Hier in den Tropen brachte die Nacht die erwünschte Abkühlung erst spät. Die Glut auf und unter Deck, in den Städten und Häusern war unvorstellbar. Diese Aufenthaltsgrenze war bis Mitternacht, ja später

bis 1 und 2 Uhr ausgedehnt worden. In Singapore gingen alle — mit Ausnahme der Wache — an Land. Die nächtliche Rückkehr mit den Booten wurde uns ein wenig sauer, zumal die Hitze in den Kabinen nur noch drückender geworden war. Man konnte gar nicht oder nur sehr schlecht schlafen. Die Temperatur trieb dicke Schweißperlen auf die Stirn und aus allen Poren.

Das Deck wäre schon richtig gewesen. Aber Taneo Hatsumata sah es nicht gerne, und wir hatten Einsicht für seine Gründe. Eine nächtliche Schlafpartie in der kühlen Seeluft hat leicht schwere Erkältungen zur Folge, und mancher Seemann ist ihnen nach qualvollen Schmerzen erlegen. Ehe man denkt, ist die Lunge in Mitleidenschaft gezogen, und man hat sich den Tod geholt. Es war eine kleine Hölle, der wir uns ausgesetzt sahen. Hara, unser Führer, hatte eine feine Idee. Sie war zwar wenig seemännisch, aber wir drückten ein Auge zu.

Es wurde eine kleine Umfrage unter den Landsleuten abgehalten, wer wohl einen oder zwei von uns aufnehmen würde. Jede Familie hätte daraufhin am liebsten einen von uns unter sich gewußt. Die Quartierfrage war im Nu gelöst. Teilweise konnten wir zu zweien oder dreien zusammen bleiben, wodurch die Sache noch lustiger wurde. Es war eine Wonne, seine Glieder wieder vernünftig ausstrecken zu können. Wir Japaner sind gewohnt, in unserem Futong auf dem Fußboden zu schlafen. Wir kennen keine Betten. Wie ruhig schlief es sich ohne Motorgepolter und Wogenrollen. Die Schnarchkünstler und nächtlichen Sägemeister waren gleichfalls fern. Herrliche Zeit!

Wir wurden wieder halbe Landratten. Was schadete es, wenn nur die ewige Müdigkeit aus den Knochen kroch! In Zukunft wählten wir stets diese Übernachtungsweise.

Über der Seefestung Singapore weht die britische Flagge. Von der Wanimaru aus sahen wir ein Denkmal auf der Uferseite. Es mußte eine bestimmte Beziehung zur

Stadt haben. Ich beschloß, der Geschichte des Standbildes auf die Spur zu gehen, und erfuhr Folgendes: Die Statue stellt Sir Thomas Stamford Raffles dar. Er wurde als Sohn eines Kapitäns auf einem Schiff geboren, trat mit vierzehn Jahren bei der Ostindischen Gesellschaft in London als Lehrling ein. Zehn Jahre später schickte man ihn als Hilfssekretär genannten Unternehmens nach Penang. Während seiner Mußestunden beschäftigte er sich eingehend mit malaiischen Sitten und Gebräuchen, lernte das Land gründlich kennen und erwarb wichtige und umfangreiche Kenntnisse der malaiischen Sprache. Ohne es zu ahnen bereitete er sich auf eine glänzende Laufbahn vor. Lord Minto nahm ihn 1811 nach Java mit, wo er bald Vizegouverneur wurde. Fünf Jahre verblieb er auf der Insel. Man hatte seine überragenden Kenntnisse und Fähigkeiten erkannt. Seine Frau starb 1814. Ihr Denkmal steht in der Nähe Batavias. Wir besuchten es später. 1816 kam Java in den Besitz der Holländer, und Raffles machte sich auf den Weg nach London. Unterwegs besuchte er auf Helena den gefangenen Napoleon und besprach sich mit ihm über die Weltlage, insonderheit über die Möglichkeiten und Erfordernisse des Fernen Ostens. 1817 wurde Raffles Vizekönig von Sumatra. Eines war ihm klar geworden: England mußte einen festen und sicheren Stützpunkt an der Straße von Malakka besitzen. Er war fest entschlossen, diesen Plan durchzuführen, koste es, was es wolle.

Seine Absichten fanden das Verständnis seines Vorgesetzten, des Vizekönigs von Indien. 1819 pflanzte er

die britische Fahne auf dem Boden von Singapore und gründete mit dieser Geste den Hafen. Die wichtigste Tat Großbritanniens im Fernen Osten zur Sicherung und Kontrolle seiner Macht.

Er starb früh mit 45 Jahren. Ein Schiffsbrand zerstörte die kostbare Sammlung tropischer Pflanzen, die er nach England überführen wollte.

Achtzig Jahre nach seinem Tode ehrte man ihn in der Westminster-Abtei und errichtete die Bronze-Statue in Singapore, die wir von der Wanimaru aus beobachteten.

Sechzehntes Kapitel

Tagebuchblätter

Singapore hielt uns nicht lange. Die Wanimaru segelte zwischen vielen Inseln ostwärts.

Von dieser Fahrtstrecke soll das Tagebuch eines unserer Jungen sprechen:

„Die Sonne ging soeben unter und spritzte ihre letzten Funken über das Wasser. Ein purpurner Schein lag noch eine Zeit über der Stelle, wo sie untergetaucht war. Wie wunderschön ist diese Abendstunde in der kühlen Luft! Wir haben das Abendessen hinter uns. Ich stehe an Bord und blicke sinnend über die schimmernden Wasser. Vom unbedeckten Himmel strahlt das Millionenheer der Sterne nieder und wirft einen weißen, silbernen Glanz über unsere Häupter. Das Wasser ist so friedlich wie der hohe Himmel mit

seinen tröstlichen Gestirnen. Zur Seite der Brücke werden die Positionslichter ausgesetzt, zwei Lichter, rot und grün. Jeder Seemann kennt sie. Schon werden die Wachen gewechselt. Wir gehen schlafen. Die Nachtfahrt ist angetreten."

„Die Maschine geht langsam und verhalten. In der tropischen Südsee kommen wir glänzend vorwärts. Es herrscht ein ausgezeichnetes Wetter. So macht das Segeln wahre Freude. Denke keiner, das sei langweilig und fade, immer nur das Wasser und den Himmel zu sehen und

immer dieselben Leute und die gleichen Witze. Ganz das Gegenteil ist der Fall. Wir führen abwechselnd das Steuer, beobachten nach dem Kompaß, lesen die Geschwindigkeit am Log ab, stellen die Lage des Schiffes an Hand der Karte und Instrumente fest, schreiben Luftdruck und Temperatur ins Schiffsbuch ein. Bei günstigem Wind klettern wir in das Mastwerk hinauf und von dort in die Wanten und ins Segelwerk. Die Taue und Stricke müssen von Zeit zu Zeit nachgezogen werden, denn der Druck der vollen Segel zieht mächtig an ihnen. Diese Arbeit ist nicht einfach, sie erfordert akrobatische Künste und kräftige Muskeln. Das Hinunterstürzen ist leicht geschehen, aber nicht empfehlenswert. Vom Land sieht sich die ganze Geschichte sehr lustig an. Doch kommt mal selbst rauf. Da wird euch die Lust schon vergehen. Ihr seht, was ein Matrose ist."

„Ich habe manche sagen hören, direkt unter dem Schiff erwarte uns die Hölle. Man möchte damit ein wenig vorsichtig ausdrücken, bei uns sei es ungemütlich. Ich bin nicht ganz einverstanden. Schon wegen unserer braven Wanimaru nicht. Wir sind gut Freund mit ihr geworden, und diese Freundschaft wächst mit jedem Tag. Alle Planken und Sprießen, alle Masten und Winden haben ihr kaltes Äußere für uns abgestreift und sind lebendig geworden. Sie reden mit einer eigenen Sprache, die wir langsam verstehen lernen. Wenn man oft mit Schrubber und Seife über die Deckplanken scheuert, lernt man jedes Holz und jede Querlatte kennen und tritt irgendwie anders darüber bei der nächsten nächtlichen Runde. Die Wanimaru ist für uns heute mehr als ein Trainingsschiff. Sie ist ein vertrauter Kamerad. Vielleicht muß man mit allen Dingen auf der Welt so nah zusammenkommen, um ihr wahres Wesen zu erkennen. Vielleicht steckt in allem ein Stück von uns, dort die Selbstsicherheit, hier das wehe Ächzen, drüben dehnende Freude, ein andermal jugendliches Stürmen und Drängen. Und welch schöne und unvergeßliche Tage haben wir auf der Wanimaru bis heute verlebt! Da steht man an Deck und schaut in den Horizont, sieht mit einem Mal einen winzigen dunklen Punkt unheimlich rasch größer werden, schon ist es ein faustdicker Fleck. Doch, was sage ich! Nur in der sich weitenden Pupille scheint das so, wenn man gedankenlos in die gleiche Richtung schaut. Die dunklen Formen weiten sich, öffnen ihr Maul wie ein riesiger Kran über dem Kohlenbunker, und nun ist er wieder da, der Squall, der unvermutete, überraschende Tropenregen. Phantastische Wolkengebilde jagen über den Himmel. Aus ihnen rauscht der Regen, ein wahrer Wasserfall.

Wir verkriechen uns keineswegs. Guter, lieber Squall, du bist eine rechte Labsal. Die Wanimaru ist ja so klein und hat gar keinen Platz für eine Badestube, und doch haben wir immer das Bedürfnis nach einem kühlen, frischen Bad. Da ist es. Beim geringsten Anzeichen eines Squalls entledigt sich alles der Kleidung und erwartet verlangend das Aufbrechen der Himmelsschleusen. Die Minuten vorher werden benutzt, sich ordentlich einzuseifen. In Schaum verpackt, findet der Squall uns vor — wenn er es nicht grin-

send vorzieht, seitwärts zu verschwinden und uns in unserer Seifenbrühe sitzen zu lassen. Fassungslos schauen wir ihm dann nach. Er lacht immer noch....

So heftig der Squall kommt, so schnell und blitzartig ist er vorüber. Das Rauschen liegt noch in den Ohren. Das Segelwerk tropft. Die reinsten Lamettafäden hängen herunter, wie man sie in Tokio zur Weihnachtszeit in europäischen Gasthäusern bewundern kann. Und schon spannt sich über uns der gleiche, majestätische und ehrwürdig blaue Himmel von oben. War da was? Ein treffliches Farbenschauspiel liegt vor unsern Augen, welches nur ein Großer, ein Meister aus dem Nichts schaffen konnte. Eine Brücke ist der Regenbogen, eine Brücke ins Märchenland und in die Sage der Vorzeit. Wie hieß es doch? Vor Zeiten sandte die Göttinmutter ihren Enkel auf die Erde, und als er den Boden betrat, war die Brücke verschwunden....

Unsere Mascot erlebte diese Squalls auf eigene Weise. Furchtsam lief das Tier die erste Zeit weg. Wir schnappten es auf und hielten es in die tosende Regenflut. Nachher fühlte es sich stets dankbar und zufrieden."

„Heute will ich erzählen, wie wir unterwegs auf der Fahrt Fische gefangen haben. Wer schon einmal auf dem Meer war, weiß, daß den Schiffen stets viele Fische folgen. Ab und zu sieht man eine Schwanzflosse auftauchen, wenn es ein großer Fisch ist. Oder man hört plötzliches Wellenschlagen und bemerkt fliegende Fische. Manche behaupten steif und fest, Seeschlangen und Seeschweine gesehen zu haben. Es ist lustig, diesen Gefährten zuzuschauen. Sie sind gute Freunde der Matrosen auf den weiten Meeren und immer willkommen. Nur der Koch hat seine Vorurteile

und kann nicht viel damit anfangen. Manche sind ganz ungenießbar.

Es gibt allerdings auch Fische, die recht gute Leckerbissen abgeben, wenn man ihrer habhaft werden kann. Man muß sie nur fangen können. Das ist für die Ungeübten keine kleine Kunst. Diese Bordfischerei bedeutet eine angenehme Abwechslung nach harter Arbeit. Wir haben manch günstigen Tag dazu verwandt und uns nachher die Leckerbissen schmecken lassen. In Deutschland soll es Leute geben, die Fisch nicht essen können. Das wäre für einen Japaner wohl unmöglich; jedenfalls habe ich noch nie davon vernommen. Wir essen zu Hause alle Tage Fisch. Die meisten Gerichte bestehen aus Fischen. Fisch und Reis genügt oft für eine Mahlzeit. Fleisch hingegen essen wir ganz selten. Kartoffeln fast gar nicht. Wir ließen uns also keine Gelegenheit entgehen, saftige Fische für die Kombüse zu fangen.

Wie jedoch sollten wir den Fisch fangen? Bei der starken Bewegung des Schiffes konnte man natürlich keine Angelruten nehmen und sich ruhig und friedlich an die Reling stellen. Es mußte eine andere Möglichkeit geben. Die Matrosen wußten sie und lernten uns an. An eine lange, kräftige Schnur banden wir einen starken Angelhaken und befestigten einen aus Stoff nachgebastelten Köder, eine kleine Stoff-Quappe. Die Schnur flog ins Wasser, ihr Ende wurde an die Reling angebunden. Die Schnur straffte sich schnell, und der Köder lockte die begleitenden Fische. An das Ende der Schnur banden wir ein kleines Glöckchen fest.

Der Köder lockte. Fische wurden in ihrer Freßlust erregt

und schnappten zu. Das Glöckchen schellte. Der Haken griff den Fisch bei dem Kiefer und hielt ihn fest. Mit wilden Schlägen versuchte er sich zu befreien. Wir liefen zum Kapitän und machten ihm Meldung. Taneo Hatsumata ließ die Schiffsmaschine abstellen. Durch die Geschwindigkeit bestand große Gefahr, daß die Schnur riß oder der Kiefer des Fisches durchgezogen wurde.

Bei abgestoppter Fahrt machten wir uns an die Arbeit; eigentlich bewerkstelligten das die erfahrenen Matrosen. Es ist nicht so einfach, einen zappelnden Fisch heranzuholen und auch tatsächlich an Deck zu bekommen. Rasch darf die Geschichte schon gar nicht gehen. Langsam und vorsichtig wird gezogen. Die Fische sind schließlich ein bis zwei Meter lang, keine winzigen Kreaturen, die man mit einem Schwapp ans Ufer reißt. Man weiß nie, welcher Fisch angebissen hat, und kann auch keine Taue als Angelschnur nehmen. Meist war es ein Prachtkerl, der in seiner ganzen Länge auf die Planken klatschte und wild um sich schlug. Rasch wurde das Deck rot von Blut und glitschrig von Speichel und Schleim.

Ein Fisch von einem Meter Länge gab jedesmal ein gutes Mittagessen für die ganze Mannschaft ab. Wir Japaner essen den Fisch übrigens viel roh und schneiden die geschälten roten Fleischstücke in schmale Scheiben und Fetzen. Diese einfache Methode war uns und dem Koch am liebsten. Dieses rohe Fischessen nennen wir „O-sashimi". Die Stücke werden dabei nur in eine scharfe Sojabohnensauce getunkt.

Wir hockten auf dem Boden (wie wir Tisch und Stühle eigentlich nicht kennen, sondern stets mit dem viereckigen

Futongkissen vorlieb nehmen), wünschten uns guten Appetit und verspeisten die ‚sauer verdiente' Beute. Sie mundete köstlich.

Um beim Essen zu bleiben: wir fanden auf allen Südsee-Inseln eine reiche Fülle von Früchten aller Art, denen wir nach Herzenslust zusetzen durften. Ein Schlaraffenland für Feinschmecker und Leute, die gerne von der Hand in den Mund leben. Man kann es auch verstehen! Wohin du gehst, Früchte, Früchte — und immer wieder Früchte. Keine Polizei, keine Warnungstafeln, keine Zäune, nirgendwo ein Schild mit der furchteinjagenden Aufschrift ‚Achtung! Fußangeln und Selbstschüsse!' Man geht hin und pflückt die Frucht, wenn sie nicht schon reif unter dem Baum liegt.

Die Wälder waren unermeßlich. Sie blühen und wachsen das ganze Jahr hindurch. Himmel und Erde geben ihr Bestes her. Sonne und Regen, beides fällt im Überfluß vom Himmel. Nie werde ich den köstlichen Geschmack der Bananen vergessen. Sie munden ganz anders als in der nördlichen Heimat. Viel Obst nahmen wir aufs Schiff mit. Keiner nahm es uns übel, und jeder freute sich, daß wir Gefallen daran fanden.

Wenn wir nach einem ‚O-sashimi'-Abendessen von diesen süßen Vorräten naschten, blieben wir oft sitzen, bis die helle Scheibe des Mondes am Nachthimmel aufzog und uns mit ihrem Silberschein begoß. Mastwerk und Takelage gewannen dann verzerrte, groteske Formen und wuchsen weit über ihre richtige Größe in den Raum hinaus. Es gefiel uns gut, fern unserer Städte zu sein und allein mit uns."

„Am 23. September überquerten wir den Äquator. Alle Seeleute feiern diesen Augenblick. Ich weiß nicht, wie es in Europa geschieht und von den Seeleuten gehalten wird. Wir Japaner veranstalten ein karneval-ähnliches Fest. So wurde es auch auf der Wanimaru gehalten.

Es war ein Feiertag, und wir brauchten nur die notwendigsten Arbeiten zu verrichten.

Ein Matrose wurde zum Meeresgott ernannt, zwei andere zu Dämonen erklärt. Sie kleideten sich sehr würdig und bemalten ihre Körper von oben bis unten mit blauer und roter Farbe. Als Zeichen furchtbarer Macht trugen sie ein Tau um den Bauch. Langsam kam Feierlichkeit über sie. Sie kletterten, ohne daß wir hinsahen, ins Mastwerk. Richtige Götter kommen bekanntlich vom Himmel. So auch diese, die nicht minder echt sein wollten. Den Abstieg sahen wir, es gehörte zur Feierlichkeit. Langsam stiegen der Gott und seine Dämonen herab. Wir waren ergriffen ob dieser Freundlichkeit. Sie schwitzten dabei ganz ungöttlich und höchst menschlich, daß wir das Lachen schlecht verbeißen konnten. Obgleich das Wetter freundlich war, kostete sie diese Übung viel Überwindung und Akrobatik. Wir selbst hatten uns auch maskiert. Jeder stellte einen andern Eingeborenen der Inseln und Länder dar, die wir bislang angelaufen hatten. Das Schiff wurde also von Malaien, Chinesen, Annamiten, Siamesen, Filipinos und einigen andern Stämmen bevölkert, deren Sprache wir leider nicht entziffern konnten. Das waren die ganz Wilden. Jeder wurde von den drei göttlichen Richtern

verurteilt, einige Künste seines Volkes zu zeigen und einige Worte aus ihrem reichhaltigen Sprachschatz zum Besten zu geben. Alle Völker beteiligten sich einträchtig und unter nicht wiederzugebendem Gebrüll.

Anschließend bildeten wir eine lange Prozession und zogen sehr langsam und sehr feierlich um das ganze Schiff, um schließlich an einem reichgedeckten Tisch zu landen, dessen eßbare Last wir bis auf den letzten Krümel verzehrten. Das bekannt schmähliche Ende guter Vorsätze.

Leider durften wir nichts trinken. Sake, unser berühmter Reisbranntwein, ohne den man sich einen Japaner nicht denken kann, war uns verboten. Wir waren im Durchschnitt höchstens neunzehn Jahre alt. Vielleicht war es besser so, denn auch die Älteren, für die dieses Verbot nicht galt, enthielten sich.

Der 23. September ging fröhlich und übermütig zu Ende. Zwei Tage später liefen wir in Tandjung Priok, dem Hafen von Batavia ein."

Siebzehntes Kapitel

Batavia und seine Sorgen

Die oberste Götterbehörde hatte uns am Äquator sehr liebenswürdig und vielversprechend empfangen. Im Hafen von Batavia machten wir wieder die Bekanntschaft mit gewöhnlichen Sterblichen. Sie hatten sogleich Bedenken, als sie uns sahen. Was, Sie kommen von Saigon und Singapore? Aus diesen Orten, wo so schreckliche Epidemien herr-

schen? Es kann Ihnen keine Einreise erteilt werden. Die Gefahr einer Ansteckung wäre zu groß, und so fort.

Die Paßbehörde hatte nichts auszusetzen, doch die Gesundheitsmänner spielten die wichtigste Rolle. Wir kamen uns plötzlich sehr minderwertig vor und suchten verzweifelt nach irgend welchen Spuren beginnenden Aussatzes, um wenigstens selbst einen Grund für diese unschöne Maßnahme

zu wissen. Wir fanden nichts. Taneo Hatsumata jedoch hatte Beziehungen. Dieses geheimnisvolle Wort, das in der ganzen Welt seine Wirkung nicht verfehlt, mußte es auch hier schaffen. Taneo Hatsumata kannte den Chef dieser Gesundheitsmänner von irgendwoher, er kannte ihn zweifellos sehr gut, vielleicht hatten sie auch dieselbe Schulbank gedrückt....

Wir landeten in Batavia.

Um diese Zeit fanden hier wichtige Verhandlungen zwischen Vertretern unserer Regierung und der holländischen Regierung statt. Der Führer der japanischen Delegation war Herr Nagaoka, früher Botschafter in Berlin. Die Verhandlungen waren sehr ernster Natur, wenn die Presse auch wenig Mitteilungen herausgab: Wirtschaftskonferenz hieß es.

Die Deutschen hatten einmal ähnliche Kämpfe auszufechten. Das war vor dem Krieg, als die deutsche Ware durch ihre gute Qualität im Fluge die Weltmärkte eroberte und einen ungeahnten Aufschwung nahm. Sehr zum Leidwesen der britischen Kaufleute, die es durchzusetzen verstanden, daß alle deutschen Waren die Aufschrift „Made in Germany" zu tragen hatten, eine Maßnahme übelsten Konkurrenzkampfes, die sich ins Gegenteil auswirkte. Die Welt wußte jetzt endlich, was „Made in Germany" war, und kaufte diese Waren mit besonderer und hartnäckiger Vorliebe. Es wurde der Stempel bester Qualität.

Als im Weltkrieg die europäischen Länder mit ihren eigenen Angelegenheiten bis über die Ohren beschäftigt waren, ersetzte Japan diese Rolle Deutschlands bald und

eroberte den Markt Ostasiens. Die natürlichen Voraussetzungen waren denkbar günstig und sind es auch heute noch. Die einfache Lebensweise des japanischen Volkes läßt die Arbeiter mit einem verhältnismäßig gering scheinenden Lohn auskommen. Die Waren können billiger als sonst irgendwo hergestellt werden. Und Japan verkaufte. Seine Ausfuhr stieg. Seine Schiffe fuhren in alle Häfen Asiens, Australiens, Amerikas, Afrikas und schließlich Europas. „Made in Japan" wurde ein geflügeltes Wort für billige Qualitätsarbeit, gegen deren Einfuhr die andern Mächte sich nur durch unwahrscheinlich hohe Zölle sichern konnten. Unsere Waren behaupten sich augenblicklich gegen die schärfste Konkurrenz.

Die Mächte überlegen, wie sie die ausgeschaltete eigene Industrie schützen und unterstützen können. So fühlte man auch in den holländischen Kolonien die Konkurrenz schwer und besprach ein Handelsübereinkommen, das den Interessen beider Länder entsprechen konnte.

Wie weit unsere Waren verbreitet sind, erlebten wir bei der Rückkehr nach Tokio. In den verschiedenen fremden Häfen hatten wir besonders charakteristische Geschenke erstanden, die uns in Japan ganz fremd gewesen waren. Erstaunt sagte man uns in Tokio, es handelt sich hier einwandfrei um „Made-in-Japan"-Waren, die für ausländische Märkte hergestellt werden. Wir brachten demnach wenig kostbare „Reliquien" mit nach Hause und waren hübsch hereingefallen.

Obgleich die Stimmung in Batavia gerade nicht sehr

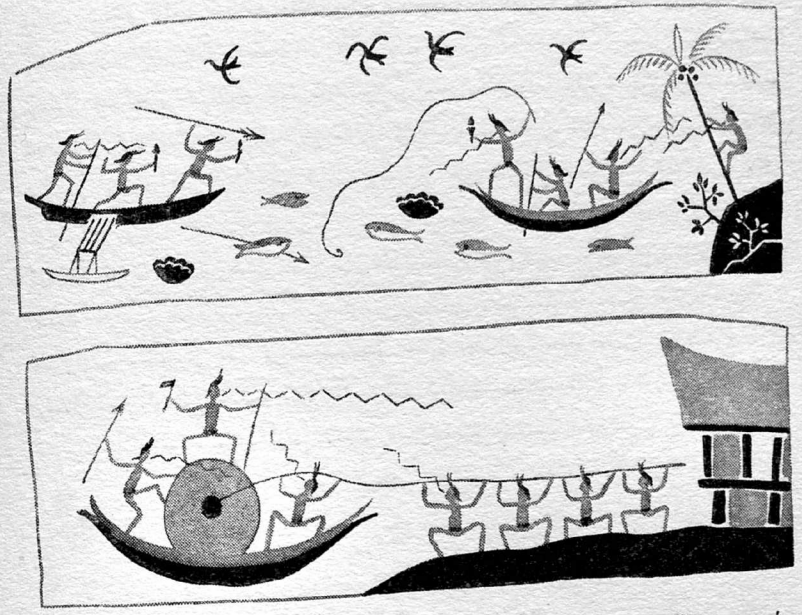
günstig für unsern Besuch war, wurden wir wider Erwarten freundlich aufgenommen. Bei einem Tee-Empfang, den der Bürgermeister von Batavia veranstaltete, hielt er eine kleine Rede und erwähnte dabei seine herzlichen Gefühle für unsern Besuch. „Es gefällt mir außerordentlich, japanische Scouts bei uns zu sehen. Ganz besonders freut mich ihr Leitwort ‚Allzeit bereit'. Ihr Vaterland ist wie das unsrige ein Seereich. Für uns hat dieses Wort eine besondere Bedeutung. Mein Sohn ist ebenfalls Scout, holländischer Scout, und ich werde veranlassen, daß er mit euch Briefe wechselt. Er soll euren mutigen Geist kennen lernen."

Der Bürgermeister hatte einige Omnibusse bestellt und zeigte uns die Stadt persönlich. Die Rundfahrt endete am Meer und mit einem Bad, eine ausgezeichnete Idee von ihm. Zu unserer großen Überraschung war das Wasser sehr warm und darum nicht gerade angenehm. Aber Wasser ist Wasser, sagten wir und tummelten uns nach Herzenslust. Eigentlich war das Schwimmen an dieser Stelle verboten. Haie treiben sich gern in der Nähe dieser Küsten herum und warten auf fette Leckerbissen. Niemand ist vor ihnen sicher. Sie sind blitzschnell und finden immer wieder Opfer.

Eine Abkühlung war es zwar nicht, aber wir hatten wieder einmal geschwommen. Wir schauten aufs Thermometer: 30 Grad Celsius. Das war nicht mehr lauwarm zu nennen, sondern heiß. 10 Grad weniger wären uns lieber gewesen.

Die Malaien in Batavia bevorzugen den Fluß für ihre Schwimmkünste. Er fließt mitten durch die Stadt. Leider

benutzt man ihn nebenbei zu verschiedenen andern Zwecken als zum Schwimmen. Alles, was mit dem Wasser etwas zu tun haben kann, wickelt sich an und in ihm ab. Frühmorgens sahen wir unzählige Leute im Fluß stehen, die sich waschen, andere reinigten Wäsche, dritte benutzten das Wasser als



geeignetes und nahes Spülbecken und so weiter. Ein wenig unhygienisch, sollte man meinen. Die Behörde hatte dann auch eines Tages ein Verbot erlassen, sich am Fluß zu waschen oder dort Koch- und Trinkwasser zu nehmen. Die Folge dieser kühnen und wohlbedachten Maßnahme war, daß die Malaien in einen Waschstreik traten und jede Körperreinigung unterließen. Wenn sie sich nicht zum Fluß begeben durften, wollten sie es bleiben lassen. Die holländische

Verwaltung besaß Humor genug, ihr Verbot zurückzunehmen, da die Verbreitung epidemischer Krankheiten durch Nichtwaschen noch mehr Gefahr bot. Heute ist der Fluß wieder „Mädchen für alles".

In Batavia stellten wir ohne Überraschung fest, daß unsere Fahrtzeit erheblich überschritten war und wir weit weniger Zeit für den Rest der Reise zur Verfügung hatten, als vorgesehen war. Wir mußten unsere Aufenthalte stark verkürzen und verschiedene Orte übergehen, um Ende Oktober im Hafen Shinagawa zu sein. Der nächste Hafen sollte Makassar auf Celebes sein.

Damit waren unsere Landsleute in den beiden andern javanischen Städten Semarang und Surabaja nicht einverstanden. Sie wünschten uns unbedingt zu sehen. Japanische Jungen sah man nicht alle Tage. Wir versprachen, wenigstens Surabaja anzulaufen, und schieden von Batavia und seinen großen und kleinen Sorgen.

Achtzehntes Kapitel

Einsame Inselwelt

Wieder lagen herrliche Fahrttage vor uns. Das Meer hatte große Ähnlichkeit mit der japanischen Inlandsee. Die Winde werden von Inseln abgefangen, und obendrein ist das Meer in der Äquatornähe ruhiger. Die Segel hingen schlaff herunter. Wir konnten es nur mit der Maschine schaffen, sonst wären wir womöglich lange liegen geblieben.

Die Üppigkeit dieser Eilande erregte nach wie vor unsere

Bewunderung, und wir wurden keineswegs müde, unsere Augen auf die fernsten Gestade zu heften, hinter deren grünem Dschungelwall eine rätselvolle Welt begann.

Mit der gebotenen Vorsicht verbrachten wir diese Nächte auf Deck und schliefen spät unter dem Knarren der Trossen ein. Das Schiff bullerte, hob und senkte sich in gleichmäßig sanftem Rhythmus. Die Positionslaternen waren insektenumschwirrt. Der Mond stand voll am Himmel, und sein Schein erhellte die Nacht mit klarem Licht, daß wir den Schatten des Schiffes neben der Wanimaru hergleiten sahen. Es wehte kein Wind, trotzdem fühlten wir eine angenehme Brise, einen leichten kühlen Hauch, den Mantel der Nacht um uns gehüllt.

Wir schwiegen und ließen die Ruhe des Alls in unsere Seelen strömen. Wunderbar schien uns das Ganze, eine Welt, die abseits unserer gewohnten lauten Atmosphäre lag, die uns sooft bekümmert und bedrückt. Hier waren wir frei, und unsere Gedanken stürmten in die Unendlichkeit. Sie lag über uns, neben uns, unter uns. Wir waren eine Insel unter Inseln und trieben umher, ein eigener kleiner Staat mit eigenen Gesetzen. Wir kannten jeden und schätzten ihn. Konnte es nicht immer so bleiben?

Jemand nahm seine Guitarre und zupfte die Töne an. Sie erhoben sich und schwebten in wundervollem Reigen um die fernen Sterne. Sie rauschten über den Ozean und trugen unsere Sehnsucht mit sich fort. Sie fanden ein Echo tief unten im Leib des Schiffes, wo ein Heizer schwermütig sang,

mit einer vollen, eigenartig schönen Stimme. Was gab es nicht alles zu sehen und zu horchen, zu fühlen und zu wissen....

Nächte in der Südsee, ihr seid zu schön gewesen für unser einfaches, hartes Leben!

Taneo Hatsumata wies mit leiser Stimme auf das Kreuz des Südens am Himmel, von dem wir soviel gehört hatten. Es ist nur auf der südlichen Halbkugel sichtbar. Es stand weit drunten am Himmel.

Die Kühle der Luft hatte wahrscheinlich etwas mit den Bergen zu tun, die wir vom Schiff aus rechts auf dem Land emporragen sahen. Bald hinter Batavia begann ihre lange Kette, und mancher Gipfel schwenkte eine Rauchfahne über sich hin. Es gibt also tätige Vulkane auf Java. Trotz ihrer Höhe — der Salak ist 2211 Meter, der Gede 2953 Meter hoch — herrscht auf ihren Gipfeln ewiger Frühling.

In Batavia hatten die Landsleute von den Schwierigkeiten erzählt, welche die Lehrer beim Unterricht haben, wenn sie den Kindern vom japanischen Winter und vom Schnee erzählen. Vielleicht sehen sie ihr ganzes Leben keinen Schnee. In unserem Süden ist Schnee zwar auch selten, dafür überwiegt er im Norden, in Hokkaido. Selbst Tokio trägt in kalten Wintern für kurze Zeit eine weiße Hülle.

In Ländern mit wechselndem Klima läßt es sich besser leben als in den Tropen, wo die Menschen durch die ewig gleichbleibende heiße Temperatur und durch die Eintönigkeit des Jahreslaufs müde und erschöpft werden. Es ist für die japanischen Arbeiter in den Tropen sehr hart, diese natürlichen Schätze des Vaterlandes entbehren zu müssen, ohne die Hoffnung zu tragen, jemals wieder ihren Fuß in eine

andere Region setzen zu dürfen. Dies war der Hauptgrund, der uns bewog, trotz knappster Reisezeit nach Surabaja zu kommen, obwohl die Scoutsbewegung dort nicht bedeutend ist.

Am 28. September bemerkten wir gegen Abend die Lichter von Surabaja. Aber noch trennte uns die enge und gefährliche Zufahrtsstraße von Madura. Sie erinnert an die Straße von Messina, die Italien von Sizilien trennt. Taneo Hatsumata war in seinem Element. Diese Gewässer kannte er von seiner früheren Tätigkeit gut. Ein anderer Kapitän hätte die Durchfahrt bei Nacht wohl kaum gewagt. Wir hatten eben nicht „irgend einen" Käpten....

Der Empfang in Surabaja war gleichzeitig unser Abschied. Schon am Nachmittag mußten wir nach Makassar aufbrechen. Nach altem Brauch hatte man ein Festmahl arrangiert, erwähnenswert durch einen neuen Reinfall unserer ach so kindlichen Gemüter. Man hatte uns Mango-Früchte vorgesetzt, bekannt unter dem ansprechenden Titel „Königin der Früchte". Wir haben noch etwas für Königreiche übrig und auch für königliche Früchte. Mango hatten wir außerdem noch nie gekostet, sondern kannten sie nur dem Namen nach. Diener hatten sie hübsch zurechtgeschnitten und reichten sie auf Schüsseln herum. Wir griffen ohne Zögern zu. Ein scharfer Geruch stieg uns in die Nase und machte uns stutzig. Eine Königin mit solchem Geruch? Wir wurden argwöhnisch. Vorsichtig und bedachtsam, mit lebhafterer Erinnerung an das Bankett in Bangkok, legte ich ein Stück auf die Zunge. Der Geschmack war noch widerwärtiger und schauderhafter als der Geruch. Wohl oder übel mußte ich das Stück wieder

aus dem Mund nehmen. Später erfuhren wir des Rätsels Lösung. Die Eingeborenen verspeisen Mango mit Vorliebe, weil es dem Menschenfleisch ähnlich schmecke. Pardon! Das ging über unsere Hutschnur. Zu unserem stillschweigenden Vergnügen konnten wir feststellen, daß keiner von uns je Menschenfleisch gegessen hatte. Nach diesem Erlebnis ist uns auch für alle Zukunft der Appetit dafür vergangen. Es ist für Japaner ungenießbar, geschweige ein Leckerbissen.

Eins unserer Sprichwörter sagt: „Spezialitäten enttäuschen mehr, als sie überraschen". Ich fand es bei dieser „Königin" bestätigt.

Aber die andern Früchte mundeten um so mehr. Sie schmeckten süß und köstlich. Am liebsten hätten wir eine Wagenladung davon mitgenommen, wenn nicht der begründete Verdacht bestanden hätte, sie wären ausnahmslos faul und ungenießbar zu Hause angekommen. Wir beschränkten uns auf die Vervollständigung des Schiffsproviants. Die Bananen werden ja auch nicht reif, sondern in grünem, unreifen Zustand nach Norden geschafft und dort erst in Hitzekammern zur Reife gebracht.

Tropische Pflanzen, von denen wir einige nach Tokio mitnahmen, überstanden die Reise ebensowenig. Keine kam heil an. Vielleicht gaben wir zu wenig Wasser oder der Seewind hat ihnen zugesetzt. Die einzige Ausbeute dieser Art blieb unsere Mascot und ein Papagei, über den ich später noch sprechen werde.

Surabaja war der südlichste Punkt unserer Reise. Wir richteten das Steuer nördlich nach Makassar auf der Insel

Celebes, die mit Java, Sumatra und Borneo unter Hollands Kolonialflagge steht. Makassar ist ein zweites Singapore, ohne dessen einmalige Bedeutung zu besitzen. Es beherrscht die Durchfahrt zwischen Borneo und Celebes. Wir ergänzten unsere Lebensmittel- und Ölvorräte, da große Seestrecken vor uns lagen.

Frohe Stunden verlebten wir mit der japanischen Kolonie. Sie bewunderten vor allem unsern Mut. Ach, waren wir denn schon so mutig? Wir hörten dieses Lob nicht gerne.

Die Wirtschaftslage war gerade sehr ungünstig. Selbst unsere preiswerten und konkurrenzlos billigen Waren fanden nur schwer ihre Abnehmer. Die Weltkrise wirkte sich bis auf die entfernteste Insel aus. Wo soll das noch hinführen?!

Ich bewunderte viele meiner Landsleute aufrichtig. Während ein Teil in die Welt zieht, um eine hübsche Summe Geld zu verdienen und nach Jahren oder Jahrzehnten zurückzukehren, um ein sorgenfreies Leben zu haben, arbeiteten die japanischen Arbeiter auf Celebes unter schlechteren Arbeitsbedingungen als zu Hause.

Von Makassar wandten wir uns weiter nördlich und liefen Davao an. Diese Stadt liegt auf der südlichen großen Philippineninsel Mindanao. Am 7. Oktober überquerten wir den Äquator und befanden uns auf der guten alten nördlichen Halbkugel. Die Heimat rückte näher, und unsere geheimen Gedanken beschäftigten sich innig mit ihr.

Davao liegt direkt am Meer. Der 3200 Meter hohe Mount Apo überragt die Insel und bildet einen mächtigen Hintergrund. Auch der Apo ist ein Vulkan und unablässig

in eine dünne Wolke von Rauch und Asche gehüllt. Von seinem Fuß bis zum Meeresstrand erblickten wir unabsehbare Hanfpflanzungen, deretwegen die Insel berühmt und bekannt ist. Sie sind fast ausschließlich das Werk japanischer Pflanzer. Wir wurden stolz, als Taneo Hatsumata uns das erzählte. Fleißige Landwirte wohnen über die ganze Insel zerstreut. Die blühenden Kulturen legten Zeugnis vom nutzbringenden Fleiß ab. Der Hände Arbeit ist nicht umsonst, wenn die Schaffenskraft beständig bleibt. Dieser Eindruck bestärkte sich noch, als wir eine Anzahl Pflanzungen besichtigten und mit den Besitzern sprachen. Viele von ihnen wohnen schon zwanzig und mehr Jahre auf der Insel und mögen sich von ihrem Lebenswerk nicht mehr trennen.

Manila war unser erster ausländischer Hafen gewesen. Davao wurde der letzte. Beide Städte liegen auf den Philippinischen Inseln. Wir sahen uns größeren Entfernungen gegenüber und setzten die Segel mit gläubiger Hoffnung, auch den Rest der Fahrt glücklich beenden zu können. Der nächste Besuch galt den Palau-Inseln, die früher zum deutschen Kolonialbesitz gehörten, nach dem Weltkrieg jedoch unter japanische Mandatsverwaltung kamen. Am 11. Oktober verließen wir Davao. Am 15. Oktober erreichten wir schon die japanischen Gewässer. Vorher statteten wir einer kleinen Insel, nach der Karte Palamos geheißen, einen Besuch ab. Dieses Eiland liegt völlig abseits aller Dampfschiffrouten, und es ereignet sich wohl in zehn Jahren nur einmal, daß ein Schiff anläuft. Wir aber machten uns den geringen Tiefgang der Wanimaru zunutze und unter-

nahmen einen Abstecher, um verschiedene Aufgaben zu erfüllen, die ich eingangs im Expeditionsplan beschrieben habe. Ich hatte leider an Bord zu tun und kann über den Streifzug auf Palamos nichts erzählen. Meine Freunde brachten von ihrem Ausflug einen herrlich gefiederten Papagei mit, ein überaus lustiges Tier, das uns in der Folgezeit noch manchen Spaß machen sollte. Wir lehrten den Papagei einige japanische Brocken. Es war die erste ausländische Sprache, die er später beherrschte. Vorher hatte er sich nur auf malaiisch verständigen können. Er lernte: Konnichi wa (Guten Tag), Komban wa (Guten Abend) oder Oyasuminasai (Schlafen Sie gut) und manch kurze Sätze dieser Art, die er uns — meist zur unrichtigen Zeit — entgegenschmetterte. Was aus dem drolligen Tier später geworden ist, habe ich nicht mehr erfahren können. Ich wünsche ihm jedenfalls alles Gute.

Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, einen andern Inselbesuch nachzuholen, der einem ebenso einsamen Eiland galt und bei dem ich an Land ging. Das war zwischen Singapore und Batavia. Die Insel hieß nach der Karte Tjebia. Sie liegt direkt am Äquator. Ihr könnt sie also leicht finden.

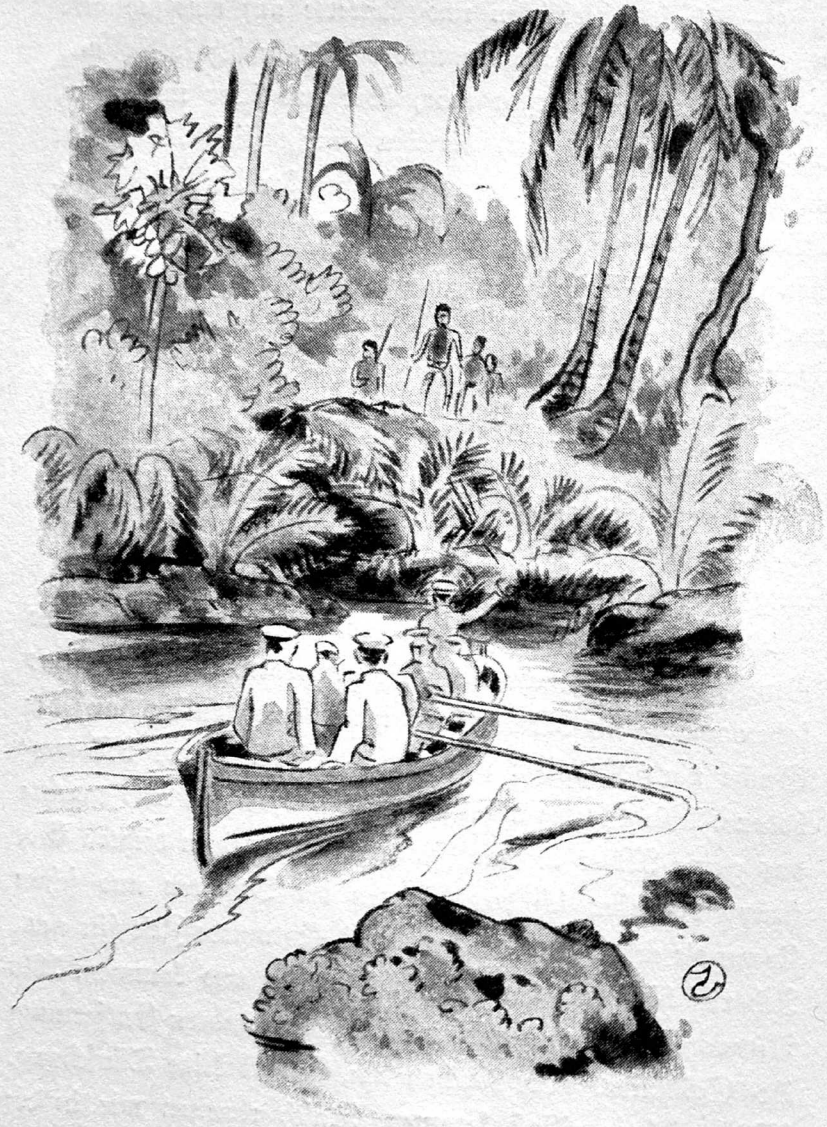
Wir fanden sie nachmittags und beschlossen eine Erkundigung durchzuführen. Zehn Mann bestiegen die Boote und ruderten an Land. Je fünf Mann wollten wir der Land- und Meeresseite unsere Suche zuwenden und trennten uns zur verabredeten Tätigkeit. Die Insel war dicht bewachsen, nur mit Mühe und Anstrengung fanden wir uns durch die dichte und üppige Wildnis. Einer von uns wollte

die Landschaft überblicken und kletterte auf eine schlanke Palme. Er war noch nicht ganz oben, als er sich losließ und im Nu heruntergerutscht war, über und über mit roten, bissigen Ameisen besetzt, die ihn fürchterlich ins Gebet nahmen. In tollen Scharen waren sie über ihn hergefallen. Wir befreiten ihn von dieser Plage, so gut es ging, obgleich keiner ein Lachen unterdrücken konnte, er selbst (glaube ich) auch nicht. Noch lange nachher „litt" er unter diesem Palmenabenteuer.

Damit war kostbare Zeit vergangen, und wir suchten nach seltenen Steinen, Muscheln und Pflanzen. Wir erbrachen herabgefallene Nüsse, sogen den Saft aus und warfen die Schalen in unser Boot. Man kann sie für die Deckscheuerung gut verwenden.

Die andere Gruppe hatte sich weit entfernt und war der Ameisengeschichte nicht teilhaftig geworden. Weit von uns sahen wir sie ins Meer hinauswaten und tauchen, auf der Suche nach Korallen und andern Schätzen des Meeresbodens. Die Sonne näherte sich dem Horizont und tauchte das ganze Meer in ihre Flammen. Aus dem dichten Gestrüpp vernahm ich das Surren der Insekten und schon flogen die ersten Leuchtkäfer vorbei. Es wurde Zeit für uns. Ich rief hinüber, man möge sich beeilen und kommen. Als Antwort vernahmen wir aus einer ganz andern Entfernung ihre Stimmen. Wir horchten hin. Es gab keine Täuschung. Wir möchten eiligst kommen. Rasch rannten wir in die Richtung der aufgeregten Rufe.

Mit einem Mal standen wir sieben Wilden gegenüber.



Drüben warteten die Freunde. Die Wilden waren halbnackt und trugen Bambusspeere mit eisernen Spitzen, wie

sie in diesen Gewässern auch zum Fischfang benutzt werden. Außerdem eiserne Schwerter ohne Scheiden. Mißtrauisch betrachteten sie uns, scheu und bereit, sofort im Urwald unterzutauchen. Die Insel war also bewohnt, was wir gar nicht gewußt hatten. Die Lage war nicht gefährlich, aber von einer eigentümlichen Spannung. Die Wilden sahen nicht feindlich aus. Unsere Gewehre bereiteten ihnen wohl eine gewisse Sorge, obgleich wir mit den beiden Waffen nicht viel hätten ausrichten können, wenn sie uns wirklich angegriffen hätten. Wir wären auf einen Widerstand mit unsern Messern und unsern Armen angewiesen gewesen. Ihre Furcht vor den Feuerwaffen verriet, daß sie nicht zum ersten Mal Fremden begegneten.

Wir suchten sie zu überreden und zu überzeugen, doch keine unserer Dialektsprachen fand ein Echo bei ihnen. Zeichen und Gestikulationen halfen ebensowenig. Wie sagten wir nur, daß von uns keine Gefahr drohe? Da kam einer auf einen richtigen und lustigen Einfall. Er schritt halbwegs zu ihnen hin, zeichnete mit großer Geschicklichkeit die Figur eines Affen auf die Erde, hielt die Hände wie beim Anschlag auf die Wilden gerichtet. Dabei schüttelte er den Kopf und verneinte diese Absicht, richtete die vermeintliche Waffe auf den Affen und nickte. Damit wollte er bedeuten: wir schießen nur auf wilde Tiere und nicht auf Menschen.

Die witzige Erklärung wurde von den Wilden mit Gelächter und Beifall aufgenommen. Sie hatten verstanden und änderten ihre Haltung. Wir schritten nun näher heran,

und gaben ihnen zum Zeichen unserer Freundschaft einige Hüte, die wir aufhatten, oder zogen die Hemden aus und reichten sie ihnen. Die eigentlichen Geschenkgegenstände lagen fern von uns auf dem Schiff.

Diese Großherzigkeit, durch die auch wir halbnackt wurden, machte einen außerordentlichen Eindruck auf sie. Jetzt schwand auch das letzte Mißtrauen. Vor Freude über ihre unerwarteten Reichtümer tanzten sie vor unsern Augen in einem wahren Freudentaumel. Wir schauten verwundert zu. Ihre Bewegungen und Schreie wirkten in der eingebrochenen Dämmerung doppelt unwirklich und geheimnisvoll. Wir verstanden natürlich kein Wort. Plötzlich winkten sie uns zu und verschwanden mit langen Sprüngen im Dickicht.

Vergnügt suchten wir den Weg zu den Booten zurück, waren aber noch nicht weit gekommen, als wir sie wieder hinter uns hörten. Sie trugen und schleppten eine Unmasse von Früchten aller Art und schenkten sie uns mit leuchtenden Mienen, fröhlich, auch uns beglücken zu können.

So sind die Wilden, die sogenannten Wilden. Vielleicht bedeuteten die Früchte für sie mehr, als die Hemden und Hüte für uns einen Wert besaßen. Aber sie dachten noch nicht über Wert nach, wie wir es überall zu tun pflegen; sie nahmen und gaben und freuten sich, uns stolz und glücklich zu sehen.

Wir leerten nun unserseits die Taschen und nahmen die Früchte unter vielen Dankesbezeugungen in die Boote. Wie rasch war diese Freundschaft mit unbekanntesten Menschen

geschlossen, und wie fern sind uns daheim die nächsten Nachbarn! Ich wurde sehr nachdenklich und traurig über das, was wir alles in der Zivilisation verloren haben: Geradheit, Einfachheit, Freundlichkeit.

Ich denke oft an diesen Abend auf der Tjebiainsel unter dem Äquator zurück.

Neunzehntes Kapitel

Auf dem Weg zurück

Die Ruhe der Inselseen lag hinter uns, und der gewaltige Ozean nahm uns wieder auf. Seine Macht wurde von Tag zu Tag fühlbarer, und wir segelten wie zu Beginn unserer Expedition hinauf und hinab durch die Wellenberge. Die Umstellung machte uns keine Schwierigkeiten. Bald waren wir über diese rollenden Bewegungen sehr glücklich und konnten uns ein Leben ohne sie nicht denken. An Land wurden wir unruhig und vermißten das Stampfen der abenteuerlichen, wilden See. Auch diese Nächte waren wunderschön. Das Meer sang dazu. Wie Kinder ließen wir uns einwiegen, wir Kinder der großen See....

Der günstige Wind trug uns in vier Tagen zu den Palau-Inseln. Japans Fahne wehte an ihren Ufern und ließ unsere Herzen höher schlagen. Wir wollten unsere Landsleute kurz grüßen und ihre Grüße mit in die alte Heimat im Norden nehmen. Diese Inseln sind ein Fingerzeig dorthin, denn sie ziehen sich in weitem Bogen von den

Philippinen bis hinauf in unsere Meere. Hier auf Palau sollten wir zum ersten Male richtige „Wilde" in ihren Dörfern sehen und erleben. Mit Ausnahme unseres Inselbesuches auf Tjebia waren die Wilden, denen wir bislang begegnet waren, keine richtigen Wilden mehr, sondern halbzivilisierte Stämme und Eingeborene. Die Feststellung, gerade auf der ersten japanischen Insel richtige Wilde zu sehen, überraschte uns ein wenig und war — bei aller Neugierde — anfangs von nicht verlockender Aussicht für unsern Lokalstolz. Gewiß wurden auch die andern Inseln, die wir besucht hatten, von völlig unzivilisierten Stämmen bewohnt. Aber der Fremde wird sie selten sehen und nie in der Nähe der Städte. Sie haben sich in die undurchdringliche, dichte Wildnis zurückgezogen, in schwer zugängliche Bergnester und Schluchten, wo sie vor dem Zugriff durch die Landesherren einstweilen gesichert sind, solange sie keinen Anlaß zum Einschreiten geben.

Auf Palau war das anders. Wir trafen Wilde, sie waren nackt und lebten überaus primitiv. Wir fühlten uns ihnen gegenüber ein wenig unsicher und kamen uns wie eine neugierige Reisegesellschaft vor, die überall kurz anläuft und ihre unpassenden Bemerkungen auf die Bevölkerung und alles andere losläßt. Ihre Körper trugen greuliche Tierbilder und waren mit kriegerischen Figuren tätowiert. Sie ähnelten beim ersten Anblick eher Tieren als Menschen, in ihren eigenartigen Haltungen und mit den dicken Muskeln an Armen, Beinen und Schultern. Es zeigte sich jedoch bald, daß sie keineswegs gefährlich sind, sondern brauchbare

und willige Diener. In ihren Ansprüchen sind sie dabei von einer geradezu kindlichen Bescheidenheit. Ihre Körperkräfte übersteigen gewöhnliche Grenzen.

Wir bedauerten es aufrichtig, daß wir diese Menschen demütig unter der Aufsicht einiger Japaner die Felder

bebauen sahen. Lieber hätten wir sie als freie Menschen gesehen, die ihrer Tätigkeit im Wald und am Meer nachgehen. Aber das Leben ist nicht so, wie es sein könnte, wenn die Menschen erfinderischer und gemütvoller wären. Das Paradies ist auch auf diesen Inseln ein vergangener Traum. Die Wirklichkeit ist hart, sehr hart.

Nur auf der Insel Jap lebt ein Stamm, die Kanaken, der sich bis heute allen Versuchen einer Einordnung in den

normalen Arbeitsprozeß unserer Verwaltung entzogen hat. Wer sich ihnen mit solchen Ansinnen nähert, ist der Feindschaft sicher und wird nicht geschont. Man läßt sie dabei, sie leben wild und frei und sind das glücklichste Volk dieser Breite.

Wir kamen in friedlicher Absicht zu ihnen, darum begegneten sie auch uns mit Freundlichkeit und Entgegenkommen. Ja, sie entschlossen sich kurzerhand zu einigen Aufführungen ihrer Tänze. Tanzen und Singen wurde vom Häuptling persönlich geleitet. Er stand außerhalb der Gruppe und dirigierte durch Zeichen und Zurufe. Die ausdrucksvollen Gesten verrieten uns den Sinn des Tanzes. Er galt einem mächtigen Gott, den sie um Schutz baten vor den Gefahren der Erde, vor Stürmen und wilden Tieren, vor Krankheiten und vor dem Tod. Ihre Waffen waren meist ohnmächtig gegen Eindringlinge. Darum nahmen sie ihre Hilfe zum Gebet.

Viele ihrer Tanzfiguren hatten eine Ähnlichkeit mit den bei uns beliebten Sumo-Ringkämpfen. Sumo kann man nur in Japan sehen, weil er nur von einer besonderen Volksschicht ausgeübt wird, die durch ihren Körperbau und ihre altmodischen Haartrachten eine Ausnahmestellung im Volke einnimmt. Sie sind im Gegensatz zu den meisten unseres Stammes groß und wuchtig und haben dicke, fleischige Arme. Jedes Jahr finden unter starker Anteilnahme Meisterschaftskämpfe unter ihnen statt.

Die Stilähnlichkeit des Tanzes und der Sumo-Kampfesweise brachte mich auf den Gedanken einer Verbindung

zwischen beiden Stämmen. Unsere Vorfahren sollen ja auch aus dem Süden gekommen sein. Diese Annahme wird von vielen Gelehrten geteilt, obwohl sie noch nicht einwandfrei belegt werden konnte.

Diese ganze Inselgruppe hat eine interessante Vergangenheit. Sie wurde von Portugiesen und Spaniern entdeckt und unterscheidet sich in drei Gruppen: die Marschall-Inseln, die Marianen und die Karolinen. 1899 hat Deutschland sie käuflich von Spanien erworben und seinem Kolonialbesitz einverleibt. Nach dem Weltkrieg wurden sie Japan als Mandat anvertraut.

Die Spuren des dreimaligen Besitzwechsels fand ich zu meinem Erstaunen in einigen Brocken Spanisch und

Deutsch, die von verschiedenen Eingeborenen gesprochen wurden. Letzteres ein eigenartiges Wiederhören, wenn ich an meinen Aufenthalt in Deutschland dachte.

Die Kinder werden heute in einer modernen Schule in der japanischen Sprache und Schrift unterwiesen und — wie wir feststellen konnten — mit bemerkenswertem Erfolg. Einige Jungen und Mädchen konnten sich mit uns recht gut unterhalten. Andere zeichneten japanische Schrift auf ein Stück Papier. Bis zur Ankunft der Spanier waren die Eingeborenen schriftunkundig. Von den Spaniern erlernten sie die Kenntnis romanischer Buchstaben.

Drei Inseln haben wir berührt. Die andern lagen zu weit von unserer Fahrtrichtung und hätten uns auch zu lange aufgehalten. Es wurde Zeit, nach Hause zurückzukehren. Unser Schiff nahm Kurs auf Tokio. Die letzte Etappe war angetreten.

Noch einmal sollten wir die Gewalt des Sturmes am eigenen Leibe spüren. Die Ruhe war dahin. Die See kochte, tobte und spie wie aus Drachenschlund. Sie mahnte uns an die ewige Bleibe der Seemänner, tief unten in ihrem Schoße. Aber wir widerstanden ihrer Gewalt.

Ein Taifun brach los und verheerte, was ihm in den Weg kam. Er überfiel uns zwischen der Insel Saipan und Ogasawara, der nördlichsten Insel dieser langen Kette. Die Taifune haben zwei Entstehungsherde: der eine liegt bei den Ryu-Kyu-Inseln, die wir bei der Hinfahrt passiert hatten, und der andere bei Ogasawara, in deren Nähe wir uns ausgerechnet jetzt befanden. Die Übergangszeit vom Sommer zum Herbst und Winter ist besonders gefürchtet. Japan wird dann in der Regel ein- oder zweimal von einem Taifun bedroht. Der 1. September gilt im Volksmund als Sturmtag.

Zu unserem großen Glück war dieser Sturm nicht gegen uns, sondern raste genau in unserer Fahrtrichtung. Wir setzten alle Segel und nutzten sein Ungestüm aus, wie wir nur konnten. Was mag er über diese Tollkühnheit gedacht haben?

Die Wanimaru war ein herrlicher weißer Sturmvogel geworden und zog ihre Bahn mit einer unwahrscheinlichen Schnelligkeit. 14 Meilen legten wir zeitweise pro Stunde zurück. Für ein so kleines Schiff eine beachtliche Leistung.

Wären wir langsam gefahren, so hätte die tobende und brüllende See uns wie eine Nußschale umhergeworfen. Bei dieser Geschwindigkeit überstanden wir die Gefahr, wurden dafür aber unter dem Druck des Sturmes bis zu zwanzig Grad auf die Seite gelegt. Sicherlich habt ihr schon einmal Segelboote gesehen, die mit dem Segel fast das Wasser berührten. Stellt euch dieses Bild ähnlich, wenn auch nicht ganz so geneigt, bei einem Segelschiff vor. Es ist ein berauschendes Gefühl, einfach nicht wiederzugeben. Dann standen wieder haushohe Wellen vor uns und die Wanimaru durchschnitt sie mit ihrem scharfen Bug. Sie rauschten über uns hinweg und überschwemmten das ganze Schiff. Nur die Kommandobrücke mit Taneo Hatsumata ragte über das Wasser wie der Turm eines U-Bootes. Ich fürchtete mehrere Male ein nahes, aber sicheres Ende. Doch

stets gaben die Wellen das Schiff frei, und der Sturm jagte es in die nächste Welle hinein. Das Spiel hielt uns in Atem. Der Schrecken, im Angesicht der Heimat könnte der Sensenmann uns einholen, saß uns in den Gliedern. Er war hinter uns her. Wir wußten es.

Vier Tage hielt die Jagd an. Vier Tage schoß die Wanimaru durch das rasende Meer. Schwarz stürmten die Wolkenberge über uns hin. Unheimlich hüllten die nächtlichen Finsternisse uns ein. Am vierten Tag gelangten wir endlich auf die Höhe von Ogasawara. Viele Männer standen am Ufer, als wir in den Schutz der Bucht einliefen, und beglückwünschten uns. Sie hielten diese Leistung für ein wahres Wunder. Vielleicht war es das auch.

Zwanzigstes Kapitel
Die Heimkehr

Der Sturm hatte ausgetobt. Am folgenden Tag herrschte schönes Wetter; wir segelten weiter. In Ogasawara mußten wir sehr bedauern, keine warmen Anzüge und Kleider mitgenommen zu haben. Es war mit einem Mal empfindlich kalt. In Tokio empfingen uns Eltern und Freunde später in warmer, dunkler Kleidung, während wir in unsern weißen, dünnen Tropenuniformen mächtig froren. Und wir hatten Tokio immer zur halbtropischen Zone gerechnet!

Tateyama war der einzige Hafen, den wir auf der Reise zweimal anliefen. Am 15. Juli hatten wir ihn unter den

guten Wünschen ganz Japans verlassen, am 1. November kehrten wir zurück. Damals schien die Sonne, heute regnete es in dünnen, endlosen Fäden. Durch den Regenschleier erkannten wir die ersten Häuser, unsere japanischen Holzhäuser. Wir waren in der Heimat. Unser Herz jubelte auf, wir empfanden die Kälte plötzlich angenehm und mochten sie nicht entbehren. Wir waren Kinder dieser Zone und lebten mit allen Wechseln der Jahreszeiten. Die Heimat rückte näher, und mit ihr verschwanden alle Bilder und Träume der sonnigen Südsee. Freudig atmeten wir den herben Duft des Regens ein.

Gleich nach der Landung sprachen wir fernmündlich mit dem Hauptquartier in Tokio und meldeten unsere unversehrte Rückkehr ins Vaterland. Die Freude der verantwortlichen Führer mußte groß sein, wie wir aus den Worten Tokios vernahmen. Man hatte mit Bangen und Sorge manche Stunde auf Nachricht über unsern Verbleib gehofft, jetzt kam die Expedition erfolgreich nach Hause und hatte den Ruhm der japanischen Boyscouts in die Welt getragen. Unsere jungen Fäuste hatten fürs Vaterland gearbeitet. In einigen Tagen würden wir in Shinagawa einziehen. Es war ein eigenartiges Erlebnis, die wohlvertraute Stimme wiederzuhören nach diesen wechselvollen Monaten.

Wir lasen wieder Zeitungen und erfuhren aus ihnen erst recht die Begeisterung der Nation über das gute Gelingen. Die Ziele der Fahrt waren erreicht. Wir hatten einen vorbildlichen Eindruck hinterlassen.

Dabei vergaßen wir allen Groll, den man über Zeitungen

haben kann. Die Berichterstatter waren doch gute, liebe Kerle. Jetzt bedauerten wir eigentlich, daß es unserem damaligen Reisebegleiter schon nach kurzer Fahrt übel mitgespielt hatte. Man war demnach mit uns zufrieden. Wir selbst hatten viel gelernt, vor allem auch die Gewißheit, niemals zufrieden zu sein mit den eigenen Leistungen und immer bescheiden zu bleiben bei der Arbeit des Nebenmannes.

Die Zeit in Tateyama benutzten wir, unsere Wanimaru neu anzustreichen. Das ganze Schiff machte seinen Putz und strich sich wieder fein und sauber heraus. Wir ließen unsere Anzüge und Monturen in der Stadt waschen und aufbügeln. An Bord hatten wir dafür weder Mittel noch das nötige Wasser. Es gab tausend kleine Besorgungen, die zu einer ordentlichen Heimkehr geboten schienen.

Ja, wir ließen uns sogar von einem Arzt untersuchen und auf Gewicht und Gesundheitszustand prüfen. Alle hatten abgenommen, bis zu zwanzig Pfund, nur der Jüngste, unser Benjamin, hatte sein Gewicht behalten. Die Gesundheit der ganzen Mannschaft wurde als hervorragend bezeichnet. Kein kleines Kunststück, nachdem wir durch solche Gefahren gewandert waren.

Am 4. November hielt uns Tateyama nicht mehr. Es war ein sonniger, warmer Herbsttag und dazu noch Sonntag. Wir genossen jede Minute dieser letzten Strecke.

Shinagawa kam endlich in Sicht. Wir kletterten ins Mastwerk. Ich weiß noch gut, daß ich mich ungefähr in der Mitte des Hauptmastes hielt und ziemlich fror. Schiffe fuhren uns entgegen mit Musik an Bord. Schreien und

Tücherwinken. Dicht gedrängt wartete die Menge am Kai. Man hatte einen eigenen Anlegeplatz freigemacht. Unter unbeschreiblichem Jubel legte die Wanimaru an. Der Präsident der Boyscouts, Graf Hutara, hieß uns herzlich willkommen und verlas am Mikrophon eine Empfangs-Adresse, die über ganz Japan verbreitet wurde. Die ganze Jugend der Nation nahm durch den Rundfunk an dieser Feierstunde teil.

Stürmisch empfingen uns Eltern und Freunde. Es war ein schönes Wiedersehen.

Noch einmal erscholl die Trompete. Noch einmal traten wir in Linie an. In dreistündigem Marsch zogen wir durch die Hauptstadt bis vor die Tore des Kaiserlichen Palastes und beugten die Häupter in Demut und Dankbarkeit. Dreimal riefen wir: Tenno Heika Banzai! Lang lebe der Kaiser!

Und sangen das Lied des Vaterlandes. Eine kleine Fahne mit roter Sonne flatterte über uns.

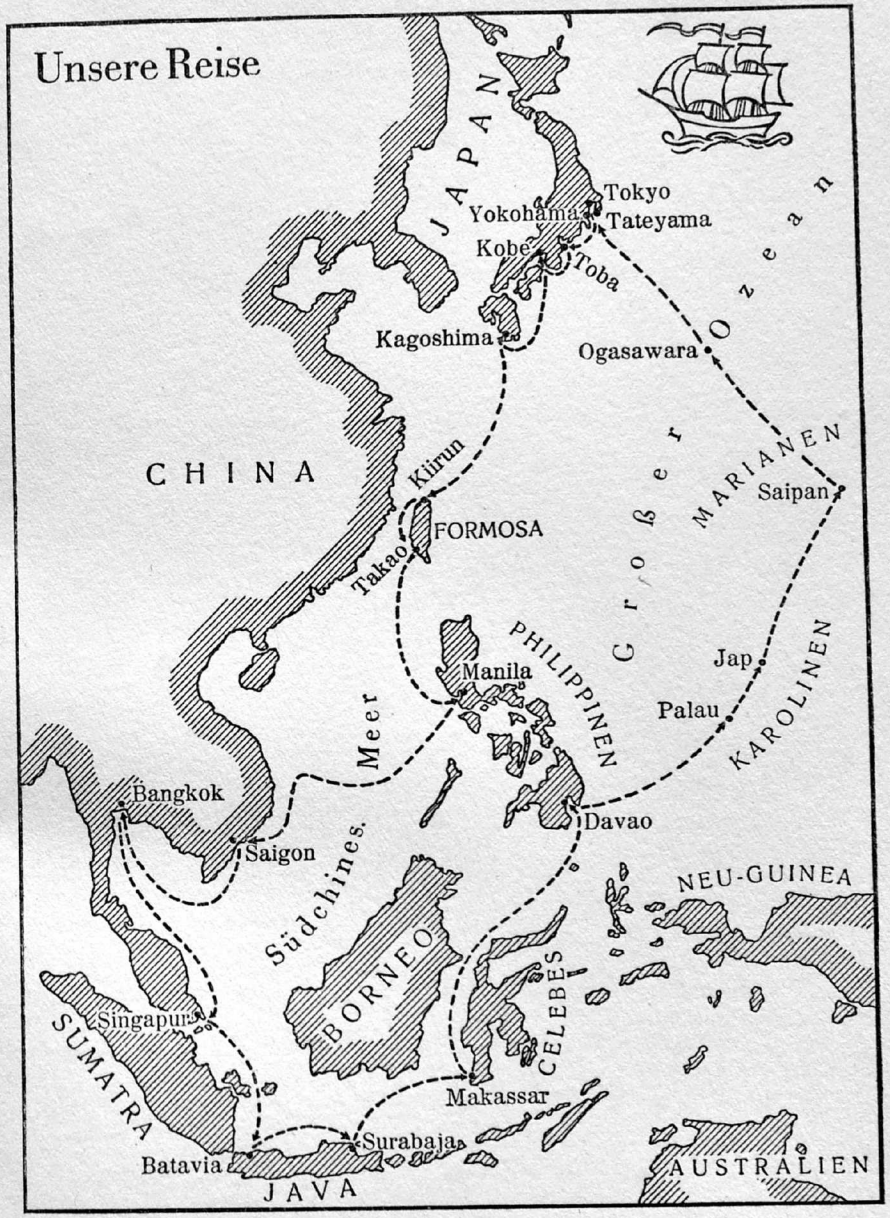
Unser Schiff Wanimaru

Brigantine (Segelschiff) — Trainingsschiff der Seescouts von Japan, Gesamttonnage: 168 Tonnen,
registrierte Tonnage: 109,49 Tonnen,
gebaut: im Februar 1909,
mit einem Hilfsmotor: Diesel-Motorenantrieb (225 Pferdekräfte),
Durchschnittsgeschwindigkeit: 8 Knoten je Stunde.
Schiffsmaße: Länge: 104 Fuß, Breite: 25 Fuß, Tiefe: 12 Fuß.

Fahrtübersicht der Wanimaru vom 15. Juli 1934 bis 4. November 1934.

Fahrttage mit Segelkraft: 61; ohne Segel bei stürmischem Wetter: 27.
Ankertage in fremden Häfen: 71. Bewältigte Seestrecke: 13 000 Meilen.
Siehe Reiseskizze.

Hafen	Ankunft	Abfahrt (1934)
Tokio		15. 7. 10 vorm.
Tateyama	15. 7. 3 nachm.	15. 7. 5 nachm.
Toba	16. 7. 1 „	17. 7. 1 „
Kobe	18. 7. 2 „	19. 7. 8 vorm.
Kagoshima	24. 7. 10 vorm.	26. 7. 7 „
Kiirun (Formosa)	31. 7. 9 „	3. 8. 11 „
Takao	6. 8. 6 „	9. 8. 10 „
hiermit verließen wir japanisches Land.		
Manila (Philippinen)	13. 8. 4 nachm.	15. 8. 5 nachm.
Saigon (Indochina)	25. 8. 6 vorm.	1. 9. 9 vorm.
Bangkok (Siam)	7. 9. 12 mitt.	12. 9. 11 vorm.
Singapore	17. 9. 3 nachm.	21. 9. 10 „
Batavia (Java)	25. 9. 7 vorm.	27. 9. 8 „
Surabaja (Java)	29. 9. 1 „	30. 9. 2 nachm.
Makassar (Celebes)	3.10. 12 mitt.	4.10. 12 mitt.
Davao (Philippinen)	9.10. 5 nachm.	11.10. 5 nachm.
Palau (Japanisches Mandat)	15.10. 5 „	17.10. 11 vorm.
Jap (Japanisches Mandat)	19.10. 10 vorm.	20.10. 5 „
Saipan (Japanisches Mandat)	23.10 9 „	24.10. 9 „
Tateyama (Japan)	1.11. 7 vorm.	3.11. 3 nachm.
Yokohama (Japan)	3.11. 5 nachm.	4.11. 6 vorm.
Tokio	4.11. 10 vorm.	



Das helle Segel

Herausgegeben von

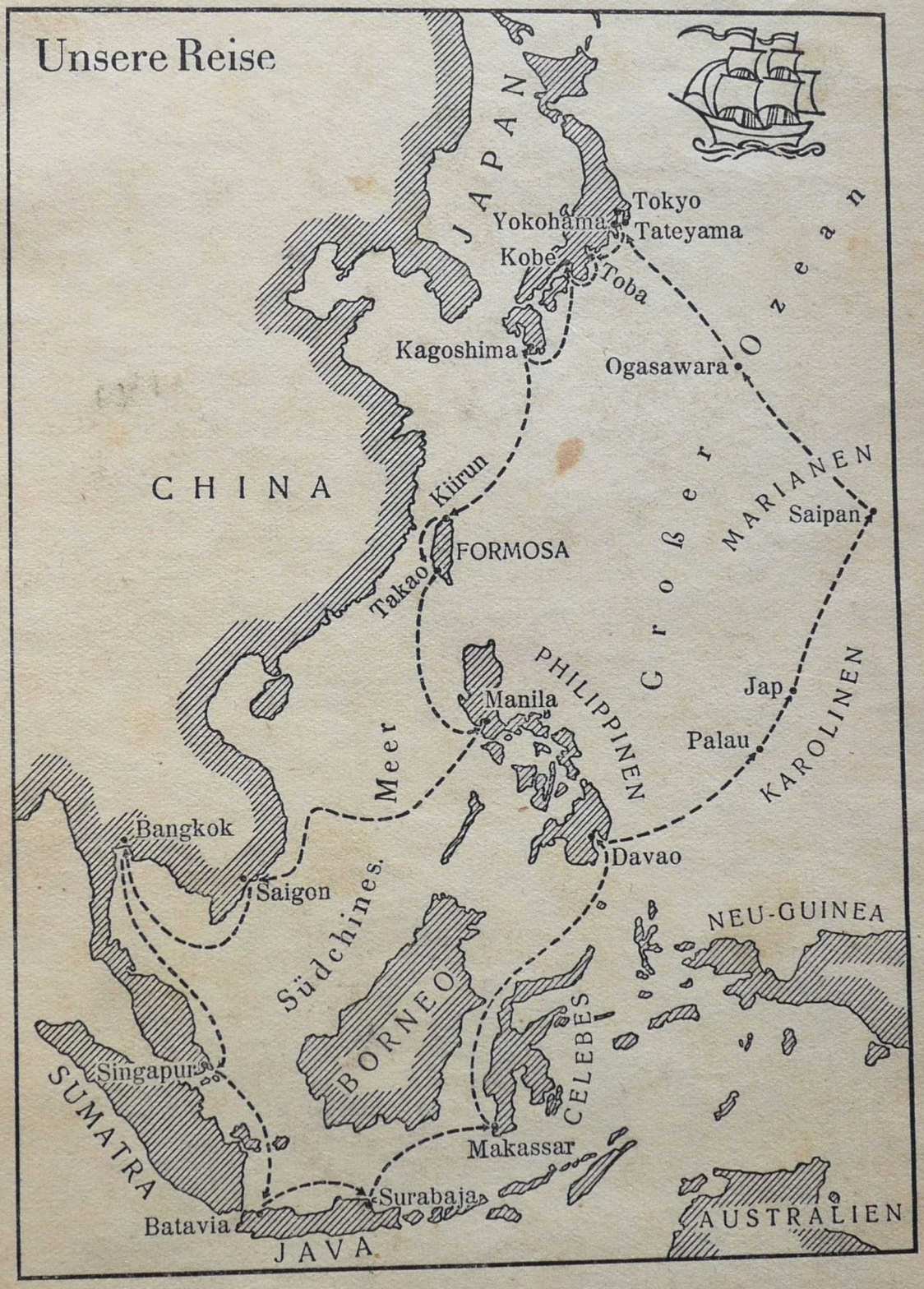
Georg Thurmair und Josef Rick

Mit 17 Bildern auf 10 Tafeln, vielen Bildern im Text und 2 zweifarbigen Schreibseiten (Umschlagzeichnung von Alfred Mahlau, Vorsatzpapier von Schensky, Text der Schifferballade von G. Thurmair, Melodie von Adolf Lohmann, geschrieben von Alfred Riedel). gr. 8° (292 S.) In Leinen 4.80 Mark.

Ein Jugendbuch besonderer Art, das den Vierzehnjährigen und ihren älteren Kameraden viel Freude machen wird, ist das von Georg Thurmair und Josef Rick im Verlag Herder, Freiburg, herausgegebene Werk „Das helle Segel". Schon das äußere Gewand verrät die frische, lebendige Luft, die auch aus den Erzählungen und Berichten atmet. Es ist ein Jungenbuch, das zum Schönen und Guten führt, voll Ernst und Frohmut ins Leben leuchtet und stark macht. Die Beiträge der Herausgeber, ferner von Wolf Durian, Paul Heinen, F. J. Weinrich und Mathias Ludwig Schroeder, dessen Erzählung „Nickel der Stift" eine wertvolle Bereicherung des Buches darstellt, sind echte, erlebnisnahe Gestaltungen. Die vielen Bilder, ganzseitige Fotos und Zeichnungen, sind von vorbildlicher Klarheit und reiner Schönheit und in wechselvolle Beziehung zum Inhalt gestellt. Ungeteilten Beifall wird der Jungenroman „Ein wunderbares Jahr" von Walter Bauer finden. Das ist so frisch und humorvoll, was hier Schulfreunde erleben, daß man mitmachen möchte in der Ungezwungenheit köstlichen Jungenlebens draußen, in der Schule und im Elternhaus.

Meine Heimat, Wuppertal-Ronsdorf 1937, Heft 3

Verlag Herder, Freiburg im Breisgau


Unsere Reise
JAPAN
Tokyo
Yokohama
Tateyama
Kobe
Toba
Kagoshima
Ogasawara
Großer Ozean
CHINA
Kiirun
FORMOSA
Takao
MARIANEN
Saipan
PHILIPPINEN
Manila
Jap
Palau
KAROLINEN
Südchines. Meer
Bangkok
Saigon
Davao
NEU-GUINEA
BORNEO
CELEBES
Singapur
SUMATRA
Makassar
Surabaja
Batavia
JAVA
AUSTRALIEN